

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
VERLAG W. KOHLHAMMER STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1973
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
24. Jahrgang Heft 3
Juli-September 1973

Herausgegeben
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag, Willy Leygraf,
Helmut Schönnamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18.– geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20.– zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6.–. – Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 12–16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart, Urbanstraße 12–16; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelfoto: Eines der bedeutendsten kulturellen Ereignisse des Jahres 1973 war die feierliche Eröffnung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach/Neckar durch Bundespräsident Dr. Gustav Heinemann. Der einführende Beitrag berichtet über die Stationen des Werdens dieser über die Grenzen unserer Heimat hinausreichenden Institution.

Inhalt

- Vom Schillermuseum zum Deutschen Literaturarchiv 127
VON BERNHARD ZELLER
- Energieversorgung, Kraftwerksbau und Gewässerbelastung 134
VON HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER
- Ämterorganisation und Kreisreform 142
VON GREGOR RICHTER
- Das Haidbild, auch Mallus genannt, auf der Leutkircher Heide 146
VON THEO DAMES
- Ein wiederaufgefundenes Thesenblatt der Abtei Neresheim 152
VON PAULUS WEISSENBERGER
- Der jüdische Friedhof von Buttenhausen – Geschichte und Instandsetzung 159
VON ADOLF RIETH
- Das alte «Kuchelbuch» der Abtei Neresheim .. 164
VON OTTMAR ENGELHARDT
- Württembergische Gäste des böhmischen Grafen SPORCK 166
VON JOSEF MÜHLBERGER
- Buchbesprechungen 168
- Anschriften der Verfasser 171
- Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes 172

Vom Schillermuseum zum Deutschen Literaturarchiv

Bernhard Zeller

Die erste Sammlung von Handschriften, Drucken und Bildern FRIEDRICH SCHILLERS entstand in seinem Geburtshaus, das 1858 von der Stadt Marbach erworben und bis zum Jubiläumsjahr 1859, dem Jahr des 100. Geburtstages, nach alten Plänen als Gedenkstätte eingerichtet wurde. Die zunächst nur langsam wachsende Sammlung erfuhr eine wesentliche Bereicherung, als es mit Hilfe KILIAN STEINERS gelang, einen großen Teil jener SCHILLER-Handschriften zu erwerben, die Frau AMALIE KIESSLING-KRIEGER, die Urenkelin von SCHILLERS Schwester LUISE, in Besitz hatte. In dem Kaufvertrag vom 10. November 1892 wird bereits davon gesprochen, daß die Marbacher SCHILLER-Sammlung zu einem

Schillermuseum, mit der Zeit vielleicht zu einem literarischen Archiv für die Dichter und Schriftsteller Schwabens überhaupt ausgebaut werden sollte.

STEINER trug die Museums-Idee dem württembergischen König vor, und drei Jahre später gab denn auch WILHELM II. mit einem an den Marbacher Bürgermeister HAFNER gerichteten Brief den Anstoß zur Gründung des schwäbischen Schillervereins. Die Errichtung des SCHILLER-Museums, seine Verwaltung und die ständige Mehrung seiner Sammlungen war und blieb die erste und wichtigste Aufgabe des Vereins. 1903 wurde das neue Haus eröffnet, 1904 seine Leitung OTTO GÜNTTER übertragen. Mit ihm, dem Stuttgarter Gymnasialprofessor, der schon 1890

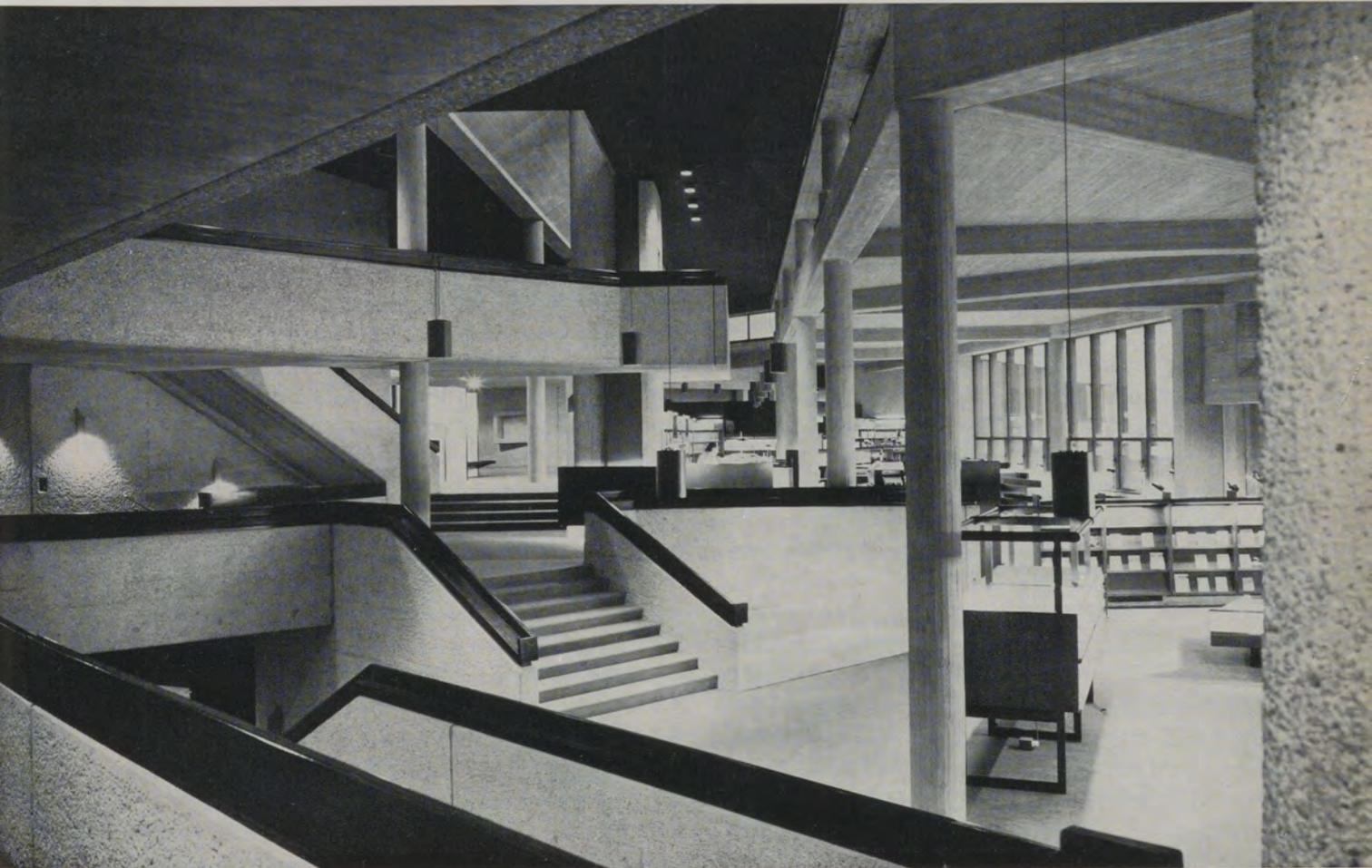




anlässlich einer Tagung deutscher Neuphilologen eine große Ausstellung von Bildern und Handschriften SCHILLERS und vieler anderer Dichter Schwabens veranstaltet hatte, war für das neue Werk der ideale Mann gefunden. Bis 1938 stand er dem Museum vor, und seiner energischen, erfahrenen und klugen Persönlichkeit ist es zu danken, daß sich die Schausammlung, das Archiv und die Bibliothek des Museums zu einer zentralen Stätte der Darstellung und Bewahrung schwäbischer Geistigkeit entwickelt haben.

Das Sammeln und Ausstellen beschränkte sich von Anfang an nicht auf SCHILLER, dessen lange in Familienbesitz befindlicher Nachlaß ohnehin wenige Jahre vor Verwirklichung der Marbacher Pläne nach Weimar gestiftet worden war, sondern galt der gesamten neueren württembergischen Dichtung und Geistesgeschichte. Gleich einer großen Familie scharten sich um SCHILLER fast alle schwäbischen Dichter und Schriftsteller der Neuzeit: SCHUBART, WIELAND und HÖLDERLIN, SCHELLING und HEGEL, WILHELM HAUFF und GUSTAV SCHWAB, HERMANN KURZ, AUERBACH, DAVID FRIEDRICH STRAUSS, FRIEDRICH THEODOR VISCHER und MÖRIKE, um aus der

Vielzahl nur einige wenige zu nennen. Das Museum wurde zum Spiegel der Dichtung und der geistigen Geschichte eines Landes und eines Stammes. Als *einzig geglückte Verbindung von Landschaft und schaffendem Geist* hat es ein Schweizer Gast einmal bezeichnet, und es mag in der Tat wenig Orte geben, von denen aus sich schon im Panorama die Literatur des Landes, deren Zeugnisse hier gesammelt werden, so dicht und so nah widerspiegelt. Steht man auf der Kuppel des hellen, die Schlösser KARL EUGENS nachahmenden Gebäudes hoch über dem Neckartal, so zeigt sich im Südwesten Ludwigsburg, jene Stadt, die wie kaum eine andere vom Willen württembergischer Herzöge geprägt wurde, in der EDUARD MÖRIKE das Licht der Welt erblickte, wo JUSTINUS KERNER, dann FRIEDRICH THEODOR VISCHER und DAVID FRIEDRICH STRAUSS geboren wurden. Der Asperg mit seiner alten Festung, SCHUBARTS Kerker, lugt im Westen gerade noch hinter den weiten, allerdings immer mehr vom Spinnennetz der Hochspannungsleitungen überzogenen Getreidefelder hervor, und im Norden, zwischen Rebhängen und waldigen Bergen, erhebt sich der Wunnenstein, der an UHLANDS Balladen erinnert.



Doch erst der Neckar, der in weiten Bögen das Land durchzieht, verleiht ihm den eigenen, unverwechselbaren Charakter.

*In Deinen Thälern wachte mein Herz mit auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.*

So hat einst HÖLDERLIN den Fluß und seine Landschaft besungen.

Eine großartige Erweiterung erfuhr das Museum, das bald auch zu einem Mittelpunkt schwäbischer Literaturgeschichtsforschung geworden war und wichtige eigene Publikationsreihen herausgab, durch die Angliederung des COTTA-Archivs im Jahre 1952. Das Archiv dieses schwäbischen Verlags, der viele Jahrzehnte hindurch einen zentralen Umschlagplatz des Geistes gebildet hat, wurde vor allem dank der Initiative Dr. h. c. JOSEF EBERLES vom Verlag der Stuttgarter Zeitung erworben und dem Museum zunächst als Dauerleihgabe, dann als Stiftung übergeben. Die «COTTA'sche Handschriften-sammlung», deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann, umfaßt die Geschäftskorrespondenz, das Buch- und Zeitschriftenarchiv des weltberühmten Verlags. Sie enthält rund 150 000 Briefe aus der Zeit von 1790–1900, darunter 280 von GOETHE, ebensoviele von SCHILLER, zahlreiche Handschriften von WIELAND, FICHTE, SCHELLING, HEGEL, ALEXANDER VON HUMBOLDT, KLEIST, den Brüdern SCHLEGEL, UHLAND, MÖRIKE, FONTANE, SUDERMANN und vielen anderen, ferner Korrespondenzen von Wissenschaftlern, Künstlern und Politikern aller Fachgebiete und Richtungen; dazu gehört außerdem der größte Teil der COTTA'schen Produktion seit der Gründung des Verlags im Jahre 1659 mit einer kostbaren Sammlung von Erst- und Frühdrucken vor allem GOETHE'S und SCHILLER'S und den Redaktionsexemplaren der großen Zeitungen und Zeitschriften, die in diesem Verlag erschienen. Durch den Anschluß der COTTA'schen Handschriftensammlung wuchs daher das Archiv des Museums weit über den schwäbischen Raum hinaus und wurde die Entwicklung zur Verbreiterung der Aufgabenstellung ganz erheblich gefördert.

Aber nicht allein das COTTA-Archiv sprengte die ursprüngliche regionale Begrenzung der Sammlungen. Auch in Nachlässen württembergischer Dichter und Schriftsteller finden sich Manuskripte und Briefe fast aller deutscher Dichter. WIELAND und SCHILLER führen in die Welt der deutschen Klassik, in die Welt Weimars; in den Nachlässen UHLANDS und KERNERS, die viele Tausende von Briefen enthalten, begegnen wir den Romantikern. HEBBEL, GOTT-

FRIED KELLER und C. F. MEYER korrespondierten mit FRIEDRICH THEODOR VISCHER, CARL JACOB BURCKHARDT mit EDUARD PAULUS. Im Nachlaß CÄSAR FLAISCHLENS, dem Herausgeber der Zeitschrift Pan, stoßen wir auf die deutschen Dichter des ausgehenden 19., des beginnenden 20. Jahrhunderts, von RAABE, LILIENCRON und FONTANE bis zu RICHARD DEHMEL, RILKE oder HOFMANNSTHAL, und der Kreis um den Simplicissimus wird in dem reichen Nachlaß von Dr. OWLGLASS, dem aus Leutkirch stammenden Arzt HANS ERICH BLAICH, lebendig. Das Kapitel schwäbischer Dichtung war stets ein wichtiges Kapitel deutscher Literaturgeschichte und so spiegelt sich auch in dem Archiv schwäbischer Literatur die gesamte neuere deutsche Literatur.

Kriegsende und Nachkriegspolitik hatten mit der Teilung Deutschlands auch den Verlust zentraler literarischer Sammelstätten zur Folge. Der Mangel an solchen Instituten machte sich bei der Frage nach der öffentlichen Verantwortung für literarisches Nachlaßgut bald verhängnisvoll bemerkbar, zumal dann, als sich der Handel wieder in stärkerem Maße den Autographen und Nachlässen zuwandte, als Not zum Verkauf zwang und die Zersplitterung noch geschlossener Bestände, Sammlungen und Handschriften erneut einzusetzen begann.

Nicht wenige deutsche Dichter waren durch die politischen Ereignisse gleichsam nachträglich heimatlos geworden, entstammten sie jenen Provinzen, die nun außerhalb des deutschen Hoheitsgebiets lagen. Für viele andere Autoren, vor allem der neueren Zeit, gab es noch keine öffentlichen Sammelstätten, und die wissenschaftlichen Bibliotheken, stärker als je mit Aufgaben des Tages belastet und zunächst gezwungen, ihre Kriegsverluste auszugleichen, alte Ankaufsversäumnisse nachzuholen sowie sich um die Literatur zu kümmern, die Jahre hindurch nicht erreichbar war, konnten dieser Aufgabe zunächst nur in sehr beschränktem Maße nachkommen.

Den Verlusten durch die Gewalt des Krieges waren ungeheure, niemals registrierbare Verluste durch die Vertreibung und Flucht zahlloser Dichter und Schriftsteller vorausgegangen. Wichtigste Quellen deutschsprachiger Literatur hatte die Emigration über alle Kontinente hinweg zerstreut. Doch nicht nur die Werke exilierter Autoren, auch ganze Verlagsarchive und wertvollste Privatsammlungen waren ins Ausland gebracht und nicht selten inzwischen Bibliotheks- und Museumsbesitz geworden, was zur Folge hatte, daß sich nun die neuen Eigentümer durch Käufe auf dem deutschen Markt um die Ergänzung ihrer Sammlungen bemühten.

Diese Situation veranlaßte die Deutsche Schillergesellschaft, das Programm des Schiller-Nationalmu-

seums sehr entscheidend auszudehnen und auf dem Grundstock des Archivs für die schwäbische Dichtung und des COTTA-Archivs ein allgemeines Archiv für die neuere deutsche Literatur einzurichten, das sich mit allen Kräften für Sammlung, Sicherung und Erschließung solcher literarischer Hinterlassenschaften und Quellendokumente des Zeitraums von der Aufklärung bis zur Gegenwart einsetzen sollte, um die sich bisher keine öffentlichen Institute in Deutschland gekümmert hatten.

Die Gründung des Deutschen Literaturarchivs wurde zum entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Marbacher Instituts. Sie leitete eine ganz neue Entwicklung ein, gab dem Wachstum der Sammlungen einen ungeahnten Aufschwung und machte Marbach in wenigen Jahren zu einem Mittelpunkt der neuere deutschen Literaturwissenschaft. In den 18 Jahren seit dem Bestehen des neuen Archivs haben sich die literarischen Nachlässe und Sammlungen von 150 auf 420 erhöht, wuchs die Bibliothek von 30 000 auf 160 000 Bände und die Bildabteilung auf rund 15 000 Bildnisse und Illustrationen. Das JEAN-PAUL-Archiv unter der Leitung von Prof. Dr. EDUARD BEREND, die Bibliothek und das Archiv von Prof. Dr. KURT PINTHUS, das HERMANN-HESSE-Archiv, das RILKE-Archiv, das Insel-Archiv, das KLAGES-Archiv, dann die Sammlungen zur expressionistischen Literatur und besonders die Sammlungen zur Geschichte der Exilliteratur, um aus der Fülle wenigstens einige besonders wichtige Bestände zu nennen, bieten heute für die Forschung Quellendokumentationen von hohem Rang. Dank der engen, an keiner anderen Stelle in dieser Weise verwirklichten Verbindung von sammelnder, ausstellender, erschließender und wissenschaftlich auswertender Arbeit gewannen das Literaturarchiv und das Museum eine sehr starke Anziehungskraft, die durch die wachsende Zahl der Angebote und Stiftungen ebenso Ausdruck findet, wie durch die große Zahl wissenschaftlicher Benutzer. Viele Gäste kommen aus dem Ausland. Nicht wenige lassen sich für Monate, ja für ganze Jahre in Marbach nieder. Sie persönlich zu beraten und ihre Arbeiten zu fördern, gehört zu den vornehmsten Pflichten des Archivs. Unzählige wissenschaftliche Auskünfte, Gutachten und Beratungen erfolgen natürlich auf schriftlichem Wege, häufig in Verbindung mit Fotos und Kopien.

Die Tätigkeit des Marbacher Literaturarchivs erstreckt sich jedoch nicht nur auf Sammlung und Beratung, sondern findet auch in eigenen Publikationen ihren Niederschlag. An der Spitze steht das «Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft», das seit 1957 von FRITZ MARTINI, WALTER MÜLLER-SEIDEL und BERNHARD ZELLER herausgegeben wird

und Abhandlungen, Editionen, Handschriftenverzeichnisse und Berichte aus der neuere deutschen Literatur enthält. In weiteren Publikationen, so in der Buchreihe der «Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft» – bisher 29 Bände – in der Turmhahn-Bücherei, in der Reihe der «Marbacher Schriften», in Faksimiledrucken und in Bildbänden werden literarische Texte, Briefe, Bilder und Zeugnisse verschiedenster Art ediert. Gemeinsam mit dem GOETHE- und SCHILLERARCHIV in Weimar ist das SCHILLER-Nationalmuseum Herausgeber der SCHILLER-Nationalausgabe, der großen, auf über 40 Bände geplanten historisch-kritischen Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe des Dichters. Im Auftrag des Landes Baden-Württemberg wird an einer historisch-kritischen MÖRIKE-Ausgabe gearbeitet. Prof. Dr. EDUARD BEREND ist Herausgeber der vielbändigen JEAN-PAUL-Ausgabe. Aber auch Ausgaben der Werke von LUDWIG KLAGES, von STERNHEIM, DÖBLIN und vielen anderen Autoren neuerer Zeit werden in Marbach erarbeitet oder fußen auf den Beständen des Literaturarchivs.

Daneben wird die Ausstellungsarbeit, die einem möglichst großen Kreis interessierter Besucher die Bestände zur Anschauung bringen und einzelne Epochen deutscher Dichtung möglichst lebendig vergegenwärtigen will, intensiv weitergeführt. An die Seite der ständigen Schausammlung treten in regelmäßigem Wechsel große Sonderausstellungen, genauer: literarische Dokumentationen, die – zumal in Jubiläumsjahren – jeweils einzelnen Dichtern, aber auch ausgewählten Kapiteln deutscher Literatur oder sonstigen literarischen Themen gelten. Für HEINRICH HEINE, HERMANN HESSE, RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER, OSKAR LOERKE, JEAN PAUL und GERHART HAUPTMANN wurden solche Ausstellungen veranstaltet. Andere dokumentierten den deutschen Expressionismus, die Geschichte des Insel-Verlags, die typographische und künstlerische Entwicklung des Buchumschlages oder unter dem Titel «Auch in Arcadien» Kunstreisen deutscher Dichter und Künstler nach Italien. Werk und Leben von STEFAN GEORGE und FONTANE, von THEODOR HEUSS und FRIEDRICH HÖLDERLIN waren Themen der Ausstellungen der letzten Jahre. 1973 wurden anhand von zahlreichen Zeitschriften Politik und Literatur der ersten Jahre nach dem zweiten Weltkrieg dokumentiert. Nicht wenige dieser Ausstellungen, zu denen jeweils umfangreiche wissenschaftliche Kataloge erschienen, wurden auch in anderen Städten Deutschlands und im Ausland gezeigt. In München, Berlin, Köln und Hamburg, Toulouse, New York und Florenz hat das Marbacher Archiv in den vergangenen Jahren seine Ausstellungen dargeboten.



Daß die Räumlichkeiten des Museums auf längere Sicht weder für die immer größer werdenden Bestände und ihre gesicherte Unterbringung, noch für den steigenden Bedarf an Arbeits- und Studienplätzen ausreichen konnten, wurde bald deutlich. Zwar ließ sich zunächst durch den Ausbau der Keller- und Speichergeschosse des Museums Platz gewinnen, doch dann mußten zusätzliche Räume außerhalb des Museums belegt werden. Zuletzt verteilten sich die Sammlungen und Arbeitsräume – vom Hauptgebäude abgesehen – auf sieben Dependancen. Immer gebietender erhob sich daher der Ruf nach einem neuen, eigenen Gebäude für das Literaturarchiv. Lange Jahre wurde verhandelt und geplant bis endlich mit der finanziellen Hilfe des Bundes, des Landes Baden-Württemberg und der Stiftung Volkswagenwerk in den Jahren 1969 bis 1972 ein stattlicher Neubau errichtet werden konnte.

Das Gebäude, das im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft von den Stuttgarter Architekten JÖRG und ELISABETH KIEFNER und WOLFGANG LAUBER, den ersten Preisträgern eines beschränkten Wettbewerbs, entworfen und ausgeführt wurde, steht unmittelbar neben dem 1903 errichteten SCHILLER-Nationalmuseum auf einem großen, zum Neckartal leicht abfallenden Grundstück, das dank einer Spende von CARL VON OSTERTAG-SIEGLE schon 1913 vom Schwäbischen Schillerverein erworben worden war. Es ist in eine großzügig gestaltete Gartenanlage eingebettet, umschließt im Halbrund einen Lesehof und hat einen weiten Blick in die Neckartallandschaft.

Der Neubau bietet 50 Studienplätze für wissenschaftliche Gäste und Raum für 50 bis 60 feste Mitarbeiter. Die Archivalien und Bücher sind in einer zweigeschossigen, vollklimatisierten Magazinanlage untergebracht. Im Mittelpunkt des sehr reizvoll gestalteten Hauses befindet sich der Katalogsaal, in dem die verschiedenen Kataloge des Archivs und der Bibliothek zusammengefaßt sind. Auf den drei

galerieartigen Geschoßtrakten, die diesen Saal und die Magazine fast ringförmig umschließen, liegen die Arbeitsräume der Handschriftenabteilung, des COTTA-Archivs, der Bibliothek und der Verwaltung, alle mit weitem Blick in eine unverstellte Landschaft. Studios für Editionsunternehmen und sonstige Forschungsvorhaben, Sitzungszimmer, Seminarräume, ein Vortragssaal mit 200 Plätzen, Schreib- und Kopierräume sowie ein Erfrischungsraum vervollständigen das Ganze.

Die Gliederung, Zuordnung und Verbindung der verschiedenen Raumgruppen, der allgemein offenen und der internen Bereiche, mit ihren jeweils verschiedenen Funktionen, wird den einzelnen Arbeitsvorgängen in sinnvoller Weise gerecht und bewirkt eine Atmosphäre, die dem individuellen wie gemeinsamen Arbeiten zugute kommt. Besonders vorteilhaft wirkte sich aus, daß sowohl während der Planung wie während des gesamten Bauablaufs die Architekten in ständigem Arbeitskontakt mit dem Bauherrn standen und alle das Bauwerk und seine Einrichtung betreffenden grundsätzlichen Fragen gemeinsam erörtert und entschieden wurden.

In den kommenden Jahren muß der Museumsbau renoviert und sollen einige Räume des Erdgeschosses zu modernen Ausstellungsräumen ausgebaut werden, so daß auf wesentlich vergrößerter Fläche ausgewählte Stücke der Sammlungen präsentiert werden können. Die enge Verbindung von Sammlung, Forschung und Ausstellung wird das Charakteristikum der Marbacher Institute bleiben, deren äußere Einheit dann auch die beide Gebäude umschließende Park- und Gartenanlage zum Ausdruck bringen wird.

So ist aus der kleinen Schillersammlung, die vor mehr als 100 Jahren im Geburtshaus SCHILLERS begonnen wurde, ein großes Institut geworden. Aber seine alte Aufgabe wird auch in der Zukunft Gültigkeit haben: Das Werk der Dichter und Schriftsteller als ein lebendiges Vermächtnis zu begreifen und es den Menschen unserer Tage zu vergegenwärtigen.

Während eines Studienaufenthaltes in London, von Anfang Oktober 1882 bis Ende März 1883, besuchte ich oft das Britische Museum mit seinem großartigen Lesesaal und seinen unerschöpflich reichen Sammlungen. Mehrmals besichtigte ich auch die im Saal der Manuskripte aufgelegten Handschriften berühmter Persönlichkeiten aller Länder. Einen besonders starken Eindruck aber empfing ich in der National Portrait Gallery im South Kensington Museum: außer den Bildnissen und Büsten hervorragender Engländer waren da von manchen auch Briefe und andere Schriftstücke, sowie Gegenstände aus ihrem Besitz zu sehen, besonders auch von englischen Dichtern. Nach meinem ersten Besuch dieser Sammlung schrieb ich in mein Reisetagebuch: «So etwas sollten wir Deutsche auch haben, oder doch wenigstens jedes deutsche Land für sich» (OTTO GÜNTTER über die Anfänge von Marbach).

Energieversorgung, Kraftwerksbau und Gewässerbelastung

Helmut Schönnamsgrubner

«In wenigen Jahren werden die Lichter ausgehen, werden Tiefkühltruhen abtauen, werden wir frieren, weil die Speicherheizungen nicht mehr funktionieren, werden die Nachrichtenverbindungen unterbrochen» – und vieles andere mehr an Behauptungen, an Meinungen, an Auswertungen statistisch durchaus belegbarer Hochrechnungen bezüglich des künftigen Energiebedarfes und in unserem heutigen Falle vor allem des Stromverbrauchs. Es muß, so die konsequente Folgerung aus diesen düsteren Prognosen, alles getan werden, um die drohende Energielücke zu schließen, eine Energielücke, die sich nicht auf unser Land beschränkt, sondern weltweit auftreten kann. Emotionen werden wach, Debatten werden geführt, nicht abstrakt, sondern überall dort mit besonderem Engagement, wo es darum geht, neue Standorte für Kraftwerke zu suchen und zu finden. Mediziner erheben ihre Stimme, warnen vor den Risiken erhöhter Belastung der Umwelt, Biologen und Ökologen schildern die möglichen Folgen für die uns umgebenden Ökosysteme, Bürgerinitiativen schließen sich zusammen und verlangen zumindest kritische Prüfung vor der Zulassung oder Teilgenehmigung solcher Anlagen, die eben möglicherweise doch negative Auswirkungen auf unsere Gesundheit, auf Pflanzen, Tiere, auf Bauwerke und Kunstdenkmäler haben können.

Es wäre sicher gerade hier nicht angebracht, dies heutige Thema nur abstrakt zu behandeln, wo doch vor den Toren dieser Stadt, drunten im Neckartal, schon seit längerer Zeit ein Kraftwerk entsteht, das, um es einmal in der Sprache der Naturschützer zu schildern, nicht unbedingt zur Zierde und Belebung der Flußlandschaft des mittleren Neckars beiträgt. Freilich kann hier gleich eingewandt werden: was wollt Ihr denn, es handelt sich bei diesem Abschnitt ohnedies um eine SchiffsstraÙe, ganz dicht dabei sind schon zum Teil seit langen Jahren zwei Kraftwerke im Betrieb, das heute entstehende ist nur die notwendige Ergänzung, es wird, so die Argumentation, in unserem Interesse gebraucht.

Gewiß, es wäre töricht, nur die Argumente vorzubringen, die sich mit dem Schlagwort: Zurück zur Natur umreißen lassen. Wer von uns wäre letzten Endes bereit, ein «einfaches Leben» auf sich zu nehmen, wer ist nicht von der sauberen und umweltfreundlichen Art der Energieversorgung überzeugt – an der Stelle des Verbrauches freilich, aber wurde nicht manches in der Vergangenheit an Wünschen geweckt bezüglich elektrisch betriebener Geräte.

«Strom kommt sowieso ins Haus, nützlich das aus!» Das soll bitte nicht falsch verstanden werden, das soll keine «geschäftsschädigende Gegenaussage» sein, sondern nur eine nüchterne Feststellung der Tatsache, daß zu manchen Zeiten des Tages und Jahres eben mehr Energie in Form elektrischen Stromes zur Verfügung steht und genutzt werden sollte.

Es soll versucht werden, in drei Abschnitten anhand von Unterlagen, die von Verantwortlichen für die Energiewirtschaft zur Verfügung gestellt wurden¹ und die durch weitere eigene Forschungsergebnisse ergänzt werden, darzustellen, wie es tatsächlich um die Frage der Bereitstellung von elektrischer Energie, um den zu erwartenden Bedarf, ferner um die Problematik von Standorten für Kraftwerke und schließlich um gewisse Umweltbelastungen, die von solchen Kraftwerken ausgehen können, bestellt ist.

Im Rahmen eines Berichtes über die Vorausschau der Stromversorgung bis 1985 kamen KLÖSS und RITTSTIEG² im Herbst 1971 zu folgenden Aussagen: Zur Minimierung der Gesamtkosten der Stromerzeugung ist das gesamte Erzeugungsprogramm in Einsatzbereiche unterteilt, die sich etwas vereinfachend so darstellen lassen (Primärenergieträger): Grundlasterzeugung erlaubt eine hohe Ausnutzung der Kraftwerksleistung (hohe feste Kosten bei niedrigen beweglichen Kosten). Dafür kommen vor allem Laufwasser, Braunkohle und Kernenergie in Frage. Für die Erzeugung der *Mittellast* ist eine mittlere Ausnutzung der Kraftwerksleistung (niedrige feste Kosten bei höheren beweglichen Kosten) zu erwarten. Steinkohle, Heizöl und Erdgas sind die Energielieferanten. Für die Spitzenlast kommen bei geringer Ausnutzung der Kraftwerksleistung Pumpspeicherwerke und Gasturbinen in Frage. Auch hier treten niedrige feste und höhere bewegliche Kosten auf.

Die Entwicklung des Bedarfs an Primärenergieträgern für die Stromerzeugung hängt im wesentlichen von der Entwicklung des Strombedarfs und in seiner Aufteilung auf die einzelnen Energieträger von folgenden Faktoren ab:

Veränderungen in der Struktur der Belastung; Angebot der verschiedenen Brennstoffe nach verfügbarer Menge, Lieferelastizität und Preis; Liefer- und Finanzierungsmöglichkeiten für die verschiedenen Kraftwerksarten; Verfügbarkeit geeigneter Kraftwerkstandorte, vor allem bezüglich Kühlwasser, Netzeinbindung und Umweltschutz.

Nach dieser Übersicht sollen die verschiedenen Entwicklungstendenzen bei den einzelnen Energieträgern (Steinkohle, schweres Heizöl, Erdgas, Kernenergie und Wasserkraft) kurz skizziert werden.

Bezüglich der *Steinkohle* ist allgemein bekannt, daß sich die Förderung in den nächsten Jahren auf die ertragsstärkeren Zechen konzentriert, damit wird die Steinkohlenförderung in Deutschland zurückgehen. Dies ist deshalb sehr bedauerlich, weil Steinkohle ohne großen Aufwand lagerfähig ist und für den oberen Mittellastbereich der Stromerzeugung sich gut eignet. Von entscheidender Bedeutung für die Deckung des künftigen Energiebedarfes ist eine ausreichende *Ölversorgung*. In erster Linie kommt für die Stromerzeugung schweres Heizöl in Frage. Das Ausbringungsverhältnis von leichten zu mittleren und schweren Produkten der Raffinerien ist nur wenig variabel, daher hängt das Angebot an schwerem Heizöl ganz entscheidend von der Entwicklung des Bedarfes an mittleren und leichteren Produkten ab, die niedrigste Zuwachsrate bestimmt also das Angebot. Nach Angaben der Mineralölindustrie ist sie in der Lage, den progressiv ansteigenden Bedarf decken zu können – allerdings mit steigendem Aufwand an Investitionskosten und steigenden Kosten, gekoppelt mit der Voraussetzung ebenfalls steil ansteigenden Bedarfes an anderen Produkten (z. B. Benzin, Super, Dieselöl, leichtes Heizöl usw.). Der Preis für schweres Heizöl ist weitgehend ein Marktpreis, er fällt bei Überangebot, auch wenn die Kosten steigen und steigt bei Übernachfrage auch über die Kostenentwicklung hinaus an, bis sich Bedarf und Deckungsmöglichkeit ausgeglichen haben. Nach Abschluß entsprechender Verfahrensentwicklungen wird allerdings die Entschwefelung der Brennstoffe (Steinkohle und Öl)³ zur Pflicht gemacht werden. Über die Möglichkeiten, auch schweres Heizöl zu entschwefeln gibt eine Antwort der Bundesregierung vom 28. März 1973 auf eine Kleine Anfrage Auskunft⁴. Danach wird der Verbrauch an Mineralöl in Prozent des Primärenergieverbrauchs von 55,9% im Jahre 1972 auf 56,3% im Jahre 1976 ansteigen, für das Jahr 1980 wird dagegen ein Anteil von 55,4% geschätzt, der durch einen Anstieg des Anteils an Erdgas und Kernenergie bedingt sein wird.

Der Verbrauch an leichtem Heizöl und Dieselöl wird nach Schätzungen der Mineralölindustrie 1972 58,5 Mio Tonnen, 1980 81,1 Mio Tonnen betragen, von Heizöl S dagegen: 1972 28,4 Mio Tonnen, 1980 41,0 Mio Tonnen.

Das würde bedeuten, daß bei einem derzeitigen, mittleren Schwefelgehalt von 0,5% in leichtem Heizöl und 1,8% in schwerem Heizöl an Schwefeldioxid

im Rauchgas von leichtem Heizöl und Dieselöl enthalten sind: 1972: 585 000 Tonnen, 1980: 489 000 Tonnen und bei schwerem Heizöl: 1972: 982 000 Tonnen, 1980: 1 476 000 Tonnen! Dabei ist nicht berücksichtigt, daß Begrenzungen des Schwefelgehaltes bereits im Umweltprogramm der Bundesregierung als notwendig bezeichnet worden sind und daß es möglich wäre, durch Einsatz anderer Rohöle (z. B. haben Nordseeöle einen niedrigeren Schwefelgehalt als Nahostöle, derzeit wird durch eine Vermischung mit nigerianischen und libyschen Rohölen, die schwefelarme Produkte ergeben, der Schwefelgehalt von 1,8% erreicht) den Schwefelgehalt zu erniedrigen. Verfahren zur Entschwefelung der Rückstände aus der Erdöldestillation, die überwiegend als schweres Heizöl Verwendung finden, fanden bisher in Europa noch keine Anwendung⁵. In Japan werden seit zwei bis drei Jahren erste Anlagen zur Entschwefelung von schwerem Heizöl in großtechnischem Maßstab betrieben, von schwefelhaltigen Rohölen mit über 3% Schwefel wird derzeit auf 1,5% raffiniert, die japanische Regierung beabsichtigt jedoch, in besonders schutzbedürftigen Gegenden nur noch Heizöle mit Schwefelgehalten von weniger als 1% zuzulassen.

Es wird immer auf die immensen Kosten hingewiesen, die bei einer Entschwefelung von schwerem Heizöl entstehen würden. Falls bei uns das japanische Beispiel befolgt würde, so entstünden bei einer Verringerung auf 1,5% Schwefelgehalt pro Tonne Heizöl Kosten in Höhe von 12 bis 16 DM nach Angaben der japanischen Regierung, falls maximal 1% zugelassen würden, wären (nach Angaben des Mineralölwirtschaftsverbandes) 25 bis 40 DM je nach Metall- und Schwefelgehalt des Ausgangsproduktes und den technischen Gegebenheiten der Raffinerie anzusetzen. Die Umstellung der Raffinerien dürfte, nachdem bei uns noch keine diesbezüglichen Erfahrungen vorliegen, ziemlich lange dauern, was das schwere Heizöl betrifft, bei leichtem Heizöl könnte dies in etwas mehr als drei Jahren verwirklicht werden (Erniedrigung von 0,5 auf 0,3%, wie gefordert, Kosten ca. 0,5 Dpf/l!). Dies hat z. B. die französische Regierung für die Heizperiode 1977/78 beschlossen.

Nun sollte man natürlich zugleich die Frage stellen: wohin mit dem Schwefel aus den Entschwefelungsanlagen? 1972 wurden in der BRD zusammen etwa 1 329 000 Tonnen Schwefel und Schwefelverbindungen gewonnen, davon 73 000 Tonnen aus Erdöl und 192 000 Tonnen aus Erdgas. Nach den Schätzungen werden es 1980 105 000 Tonnen aus Erdöl und 925 000 Tonnen aus Erdgas sein, bei einem gleichzeitigen Anstieg der Erzeugung auf 1 840 000 Ton-

nen. Dabei ist allerdings nicht die Herabsetzung der Schwefeldioxid-Emissionen und der möglicherweise erforderlich werdende Einsatz von Erdöl mit anderem Schwefelgehalt berücksichtigt – die Tendenz ist aber eindeutig: Die Bundesrepublik könnte, weil gleichzeitig im Sinne des Umweltschutzes eine Wiederaufbereitung des wichtigsten Schwefelproduktes, nämlich der Schwefelsäure angestrebt wird, aus einem Netto-Schwefel-Import zu einem Exportland werden.

Betrachten wir nun den nächsten Energieträger, das *Erdgas* oder *Naturgas*. Die Erschließung neuer Erdgaslagerstätten in Europa und Übersee konnte dem immensen Anstieg des Bedarfes, besonders im kommunalen Bereich nicht ein entsprechendes Angebot entgegensetzen, das Angebot für Großverbraucher ist daher schon seit dem vorletzten Jahr «ausgebucht». Dies trifft auch für Baden-Württemberg in vollem Umfange zu, aus diesem Grunde dürfte es, gemäß dem Energieprogramm für Baden-Württemberg des Wirtschaftsministeriums⁶ zwar möglich sein, Verbesserungen der kommunalen Versorgung (Gewerbe, Haushalte, Heizung) in einzelnen Landesteilen zu erzielen, die für Großkraftwerke erforderlichen Erdgasmengen können daher über die bereits abgeschlossenen Lieferverträge hinaus nicht erwartet werden. Bei der *Braunkohle* dürfte die Kulmination der Förderung zwischen 1975 und 1980 erreicht sein, parallel dazu geht auch ein Anstieg der lieferbaren Strommenge, die spätere Entwicklung wird entscheidend davon abhängen, ob es gelingt, auch trotz großer Abraumbereicherung und erheblicher Abbautiefe unter Umständen unter Anwendung neuer Technologien im Wettbewerb mit der Kernenergie noch wirtschaftlich zu sein.

Uran stellt dagegen den einzigen Energieträger dar, der in dem eben dargestellten Zeitraum wohl weder von der erforderlichen Menge, noch vom Preis her Schwierigkeiten bereiten dürfte. Aus Kernenergie kann daher in Zukunft ein erheblich höherer Anteil an Stromerzeugung erwartet werden, als in der Vergangenheit. Auf Schwierigkeiten, Bedenken, Einwände bezüglich möglicher Risiken werde ich später noch eingehen.

Bezüglich der Nutzung der *Wasserkraft* kann festgestellt werden, daß die ausbauwürdigen Wasserkraftwerke im Bereich der Bundesrepublik weitgehend zur Stromerzeugung herangezogen werden. Lediglich im Bereich des Rheines ist noch mit einigen weiteren Kraftwerken im Zuge des Ausbaues, allerdings auf französischer Seite zu rechnen. In der benachbarten Schweiz ist schon seit einigen Jahren die Tendenz erkennbar, keine reinen Laufwasserkraft-

werke mehr zu bauen, sondern mittels Pumpspeicherkraftwerken Spitzenlastbedarf zu decken.

1970 wurden in der Bundesrepublik bezüglich des Energieträgerbedarfes folgende statistische Angaben erhoben:

Energieträger	gesamt in Mio T SKE *	in %	für Strom- erzeugung Mio T SKE	Strom- erzeugung netto: TWh *	in %
Steinkohle u. dgl.	97,2	28,8	33,4	91,4	40,3
Braunkohle u. dgl.	30,7	9,1	22,0	54,8	24,2
Öle	179,6	53,3	10,3	34,1	15,0
Naturgas u. sonst. Gase	18,4	5,5	7,7	21,4	9,4
and. Brennstoffe	1,1	0,3	0,9	2,1	0,9
Wärme- kraftwerke (konventionell)			74,3	203,8	89,8
Wasserkraftwerke	10,2	3,0	10,2	17,4	7,7
Kernkraftwerke				5,7	2,5
Insgesamt	337,2 100%	100,0	84,5 25%	226,9	100,0

* SKE = Steinkohleneinheiten
TWh = Terawattstunden (Milliarden Kilowattstunden)

Nach Vorausschätzungen der künftigen Anteile der einzelnen Energieträger für die Jahre 1980 und 1985 ist folgendes Bild zu erwarten:

Wasser und Auslandsbezug werden etwa gleich bleiben, 7 bzw 6% umfassen,

Braunkohle wird 1980 ca. 20%, 1985 noch 16%,
Steinkohle wird 1980 ca. 14%, 1985 13%,

Schweres Heizöl 1980 ca. 20%,
1985 ebenfalls 20%,

Erdgas 1980 ca. 14%,
1985 etwa 20% und schließlich

Kernenergie 1980 ca. 25%,
1985 ebenfalls etwa 25% Anteil

an der Stromerzeugung haben. Das bedeutet aber, daß bei einem Zuwachs an Erzeugung elektrischen Stromes von 1970 bis 1985 auf das über Dreifache, der Anteil der Kernenergie bei dieser Erhöhung im Bereich der Grundlast fast 90% beträgt. Kernenergie wird wegen der günstigen Kostenverteilung hier die entscheidende Rolle spielen, die übrigen Energieträger werden in den Bereich der Mittellast verdrängt werden.

In einer Veröffentlichung von Klöss⁷ aus dem Jahre 1972 wird diese Vorschau für die Bundesrepublik aufgrund einer Korrelationsrechnung als Trendanalyse dargestellt. 1970 waren es insgesamt 218,6 TWh (1 Terawatt = 1 Milliarde Kilowattstunden), davon wurden 172,5 Terawattstunden oder 78,8% von der öffentlichen Versorgung und 40,2 Terawattstunden = 18,5% von Stromerzeugungsanlagen der

Industrie für die Versorgung ihrer Produktionsanlagen bereitgestellt. Die Deutsche Bundesbahn verbrauchte im gleichen Jahr 5,9 Terawattstunden oder ca. 2,7 % für Transportzwecke. Schlüsselte man die eben genannten Zahlen auf die einzelnen Verbrauchergruppen auf, so entfallen auf die Industrie 131,8 TWh oder 60,2 %, auf Haushalt, Gewerbe und Handel, sowie Landwirtschaft 67,5 = 31 %, die Bundesbahn (zur Wiederholung) 5,9 TWh oder 2,7 %, und die restlichen Gruppen 13,4 TWh = 6,1 %.

In den industrialisierten Ländern hat sich in den vergangenen Jahren der Stromverbrauch in jeweils zehn Jahren etwa verdoppelt. In der Bundesrepublik waren es in den vergangenen Jahren Zuwächse des Stromverbrauches von jährlich etwa 7,49 %, dies entspricht einer Verdoppelung in etwa neun Jahren. Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß die stürmische Entwicklung in den ersten zehn Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges diese Zahl weit übertroffen hat. Der Gesamtstromverbrauch stieg von 1955 bis 1970 auf das 3,1fache an. Diese Zunahme lag weit über der Industrieproduktion, die auf das Zweieinhalbfache anwuchs und des Bruttosozialproduktes, das 2,2fache Werte erreichte.

Der mittlere Zuwachs der Strombereitstellung in der öffentlichen Versorgung betrug in den eben erwähnten 15 Jahren zwischen 1955 und 1970 jährlich 8,63 % und damit 1 % mehr als die Gesamtversorgung. Prüft man weiter, woher die Steigerung der Stromabnahme kommt, so stellt man fest, daß der Anteil der Haushaltabnehmer von 12 auf 20 und der sogenannten Tarifabnehmer (Haushalte, Handel, Gewerbe) von 25 im Jahre 1960 auf 36 im Jahre 1970 anstieg. Diese Entwicklung ist erklärbar aus den beachtlichen Steigerungen des Einkommens in dieser Zeit und daraus resultierend eines höheren Lebensstandards. Es ist aber zugleich zu erkennen, daß bei vielen Elektrogeräten im Haushalt eine gewisse Sättigung eingetreten ist (64 % Elektroherde, 88 % Kühlschränke, 77 % Waschmaschinen, 84 % Fernsehgeräte). Es ist deshalb, auch wenn ein weiterer Bedarf in vielen Haushalten an Geschirrspülmaschinen, Gefriertruhen, Wäschetrocknern und Zweitgeräten eintritt, damit zu rechnen, daß dieser Zunahmetrend auf dem Sektor Haushalt sich verlangsamt.

Anders sieht es auf dem Sektor der Industrie aus, wo der Mangel an Arbeitskräften und steigende Lohnkosten weiteren Einsatz elektrischer Energie und damit eine Zunahme des Stromverbrauchs bedingen werden. Allerdings ist auch hier die von vielen erhobene Frage zu stellen, die z. B. anlässlich

eines Symposiums in St. Gallen im November vergangenen Jahres von Wirtschaftswissenschaftlern und Ökologen diskutiert wurde, nämlich, inwieweit ein rein auf quantitative Zunahme gerichtetes Wachstum überhaupt in Zukunft möglich sein wird, wenn man von den begrenzten Möglichkeiten des Raumschiffes Erde ausgeht – und ob nicht die von vielen Seiten ebenfalls erwogene Lösung des Ersatzes quantitativen Wachstums zugunsten qualitativer Verbesserungen wesentlich günstiger ist!

Lassen wir diese Denkansätze zunächst außer Betracht, so ist dennoch als Trend erkennbar eine nur schwächere Zunahme des Strombedarfes, als in der Vergangenheit.

Neuere amerikanische Analysen zeigen nach einem Bericht in der «Science» vom 15. Dezember 1972 unter der Voraussetzung verschiedener alternativer Annahmen, daß die bisherige Berechnungsbasis einer Verdoppelung des Stromverbrauches alle zehn Jahre nicht zutreffend ist. Für die USA waren bei einem Verbrauch von 1,5 Billionen Kilowattstunden 1970 für 1980 3 Billionen, für 1990 6 Billionen und für 2000 rund 10 Billionen geschätzt worden.

Der Strompreis ist aber nach diesen Untersuchungen die wichtigste Einflußgröße für den Stromverbrauch bei allen Verbrauchergruppen, es folgen als weitere wichtige Faktoren Bevölkerungswachstum, persönliches Einkommen und Preis für das Erdgas. Eine Abnahme des Bevölkerungswachstums und eine Steigerung der Preise würden nach diesen Untersuchungen den Stromverbrauch am stärksten drosseln. Ich zitiere wörtlich: *Der bisherige Abwärtstrend des relativen Strompreises hat augenscheinlich begonnen, sich umzukehren und die Preise können durchaus scharf ansteigen, wenn die Brennstoffverknappung, die Verteuerung der Kraftwerke und der Zwang, die sozialen und umweltbelastenden Faktoren der Stromerzeugung zu tragen, sich auszuwirken beginnen.*

Bei den Berechnungen ergibt sich, daß der Stromverbrauch maximal bis zu 80 % gegenüber den offiziellen Schätzungen zurückbleiben kann. Wenn z. B. die relativen Stromkosten sich bis zum Jahre 2000 verdoppeln würden, ergeben die Modellrechnungen gegenüber 1970 nur eine Verbrauchszunahme um ein Drittel. Erhöhen sie sich in konstanten Werten dagegen nur geringfügig, so sind als Bedarf 3,5 Billionen Kilowattstunden (gegenüber der Berechnung von 10 Billionen) im Jahre 2000 anzusetzen.

Nicht verschwiegen werden in diesen Studien ferner Tatsachen, die wir allzugern übersehen, so z. B. Einsparungen an Energie durch verbesserte Wärmeisolation, oder, im umgekehrten Fall an Aufwand

für Klimaanlage als Folge des Baues architektonisch zwar prachtvoll anzusehender, aber infolge ungehinderter Sonneneinstrahlung bei «Nur-Fensterfronten» energiefressender Großbauten, deren Energieaufwand einmal einer kritischen Betrachtung unterzogen werden müßte! So bedingen etwa zwei Hochhäuser mit 400 Metern Höhe in New York einen Verbrauch einer Energiemenge von 80 000 Kilowatt, das entspricht dem Bedarf einer Stadt mit etwa 100 000 Einwohnern, in diesen Gebäuden werden aber nur (und zwar höchstens ein Drittel eines Tages) 35 000 Menschen arbeiten.

Nach amerikanischer Ansicht könnte eine sorgfältigere Architektenplanung etwa die Hälfte des Wärmeeaufwandes einsparen, der bei der heutigen Bauweise erforderlich ist. Auch für industrielle Prozesse sehen amerikanische Untersuchungen Chancen der Einsparung von Energiemengen, so z. B. durch Ausnutzen der Abwärme bei industriellen Prozessen für Fernheizung. Der Einwand, durch solche Maßnahmen würde das Wirtschaftswachstum entscheidend beeinträchtigt, wird nach den Studien der Rand-Corporation widerlegt. Diese amerikanischen Angaben lassen sich mit gewissen Vorbehalten, so liegt z. B. bei uns in der Bundesrepublik der Pro-Kopf-Stromverbrauch noch niedriger als in den USA, auch auf unser Land übertragen. Auch bei uns ist zu erwarten, daß sich die sehr günstigen Strompreise bei einer allgemeinen Tendenz zur Verteuerung der Energieträger nicht auf die Dauer halten lassen, damit dürften wahrscheinlich die vorher genannten Prognosen des steilen Anstieges des Energiebedarfs zu reduzieren sein. Nicht zu reduzieren ist dagegen die Forderung nach einem umweltbewußten Verhalten jedes Bürgers in bezug auf ein sparsames Umgehen mit der zur Verfügung stehenden Energie.

Nach dem Energieprogramm für Baden-Württemberg⁸ und der Studie von DOLINSKI⁹ sowie dem Landesentwicklungsplan¹⁰ kann man mit folgenden Prognosen rechnen:

Primärenergieverbrauch

Art	1970 Mio T SKE	%	1980 Mio T SKE	%
Feste Brennstoffe	6,9	19,9	1,8	3,2
Mineralöl	22,7	65,2	38,9	69,3
Erd-(Gas)	1,3	3,7	3,6	6,4
Wasserkraft	3,2	9,1	4,8	8,6
Kernenergie	0,7	2,1	7,0	12,5

Dies bedeutet, daß auch im jetzt laufenden Jahrzehnt alle Energieträger zur Deckung des Energiebedarfes benötigt werden. Außerdem wird ersicht-

lich, daß mit einem jährlichen Zuwachs von etwa 4,7 % gerechnet wird.

Für die Stromerzeugung werden allerdings die eben genannten Zahlen des Zuwachses von den Schätzungen übertroffen, hier rechnet man mit jährlich 7,1 % Wachstum. Ab 1975 soll der Zuwachs der Brutto-Stromerzeugung vorwiegend durch den Einsatz von Kernenergie gedeckt werden. Der Anteil der Kernkraftwerke an der Brutto-Stromerzeugung, der 1970 noch bei knapp 9 % lag, wird bis 1980 auf voraussichtlich 47,5 % angewachsen sein. Die Kernkraftwerke werden dabei vorwiegend im Grundlastbereich arbeiten und die thermischen Kraftwerke auf Befriedigung des Bedarfs an Mittel- und Spitzenlast verdrängen. Knapp 37 % der gesamten öffentlichen Engpaßleistung werden 1980 auf die Kernkraftwerke entfallen (3710 Megawatt), während der Anteil der Wärmekraftwerke, der 1970 noch 67,6 % betrug, auf 44,2 % sinken wird.

Betrachtet man nun noch einmal die exakten Zahlen aus Baden-Württemberg aus den Jahren 1961 und 1971 zum Vergleich, so kann man folgende Tendenz erkennen:

	1961	1971
Stromverbrauch	11,7	26,3 Mrd. kWh
Stromerzeugung	9,4	21,3 Mrd. kWh
Wasser	3,0	3,2 Mrd. kWh
Wärme	6,4	18,1 Mrd. kWh
Strombezug	5,1	13,9 Mrd. kWh
Stromabgabe	2,4	7,7 Mrd. kWh

Woher kam nun der bezogene Strom? Hier liegen Angaben aus dem Jahre 1970 vor¹¹: Nordrhein-Westfalen: 35,8 %; Schweiz: 34,1 %; Frankreich: 13,8 %; Österreich: 13,2 %; Bayern: 3,0 %. Bezüglich der Stromabgabe ist zu bemerken, daß diese überwiegend an die Schweiz (Austausch von Wärmekraftstrom gegen Wasserkraftstrom) und an Rheinland-Pfalz (anteilige Lieferungen aus der Beteiligung am Großkraftwerk Mannheim) erfolgten. Die genannten Zahlen zeigen außerdem, daß von einer Energieautarkie Baden-Württembergs nicht gesprochen werden kann, auch wenn man diese Autarkie nur als mögliche Kraftwerksleistung ansieht, beim Vergleich mit Energieträgern, die zum überwiegenden Teil in diesen Wirtschaftsraum gebracht werden müssen, sieht die Bilanz noch schlechter aus.

Wo stehen nun die Kraftwerke, die unser Land mit elektrischer Energie versorgen:

Wärmekraftwerke:

Neckarwerke	Energieträger:
Altbach mit 316 MW,	Kohle + Heizöl
Walheim mit 267 MW,	Kohle + Heizöl

TWS

Gaisburg mit 250 MW, Kohle + Heizöl
Münster mit 145 MW, Kohle, Heizöl, Müll
+ 36 MW Bahnstrom

EVS

Heilbronn mit 600 MW, Steinkohle + Heizöl
Marbach mit 289,2 MW, Steinkohle + Erdgas
Ulm mit 21,4 MW, Steinkohle, Heizöl, Gas

Badenwerk

Rheinhafen-

Dampfkraftwerk

Karlsruhe mit 690 MW, Steinkohle + Heizöl

Stadtwerke

Karlsruhe mit 80 MW, Steinkohle + Heizöl
Pforzheim mit 31 MW, Steinkohle, Heizöl, Gas

Großkraftwerk

Mannheim mit 827 MW,
+ 113 MW Bahnstrom, Steinkohle + Heizöl

Kernkraftwerk

Obrigheim mit 345 MW, Kernenergie

Außerdem müssen folgende Wärmekraftwerke erwähnt werden, die zum Teil in der Fertigstellung, zum Teil im Bau sind:

Altbach (Neckarwerke) 310 MW, Heizöl + Gas; TWS Gaisburg 60 MW, Gas; Großkraftwerk Mannheim 430 MW, Heizöl und Gas; Badenwerk-EVS Philippsburg Block I 1846 MW (Kernenergie); Marbach 315 MW (EVS), für Heizöl und Gas; Philippsburg 864 MW (Badenwerk/EVS) – voraussichtlich 1975, Kernenergie; Gemeinschafts-Kernkraftwerk Neckarwestheim 813 MW, Inbetriebnahme 1976/77; Badenwerk/EVS Oberrhein (Breisach?) Block I 1200 MW, Kernenergie (1979?) (Standortfrage usw., Block II ist für später beabsichtigt!); Hochrhein mindestens 1200 MW, Kernenergie, ein Standort wird noch gesucht^{12!}

Dies waren die wichtigsten Großkraftwerke auf der Basis der Wärmekraftausnutzung. Hinzu kommen noch Kraftwerke zur Deckung des Bedarfes an Spitzenstrom: Schluchseewerk, Hotzenwaldwerk, Voralberger Illwerke, Zemmkraftwerke (Österreich), auch hier sind für die nächsten Jahre Erweiterungen und Ergänzungen vorgesehen: Pumpspeicherwerk Hornbergstufe der Schluchseewerk AG (Hotzenwaldgruppe) mit 960 MW Leistung, Oberstufe Strittmatt, 220 MW; Erweiterung des Schwarzenbach-Pumpspeicherkraftwerkes um etwa 500 MW Leistung, Neckarwerke Esslingen, Standort noch ungeklärt, Spitzenkraftanlage für Öl und Erdgas mit 400 MW, hinzu kommen kleinere Werke

mit Gasturbinen für Erdgas oder Heizöl in Altbach und Münster mit zusammen etwa 130 MW.

Nicht erwähnt wurden hier noch die Anteile an außerhalb gelegenen Kraftwerken, z. B. auf der Basis Laufwasser (Ryburg-Schwörstadt, Säckingen, Rheinau, Staustufen an der Iller und Donau, am Neckar und Rhein, usw.).

Wenn alle diese genannten Planungen durchgeführt werden, ist nach Angaben der Energieversorgungsunternehmen auch bei den genannten Zuwachsraten eine Sicherstellung der Versorgung gewährleistet. Unterstellen wir nun aber einmal, daß die Berechnungen über den zukünftigen Bedarf weit über das tatsächliche Wachstum hinausgingen, was geschähe dann? Käme dann nicht automatisch, damit alle diese Kraftwerke ausgenutzt werden könnten, unweigerlich der Versuch – aus den Regeln freier Wirtschaft absolut verständlich und auch nötig – neue Bedürfnisse zu wecken oder anders ausgedrückt und vielleicht etwas deutlicher: Energie nicht nach dem Gesichtspunkt einer «Raumschiff-ökonomie»¹³ zu nutzen, sondern sie zu verbrauchen, als ob tatsächlich die Vorräte unerschöpflich seien.

Viele von uns wissen um die düstere Prognose der zwanziger Jahre, daß schon in wenigen Jahrzehnten die Vorräte an Steinkohle erschöpft sein würden, daß auch die Braunkohle nicht sehr lange reichen würde, es gab ein Aufatmen, als große, unerschöpflich scheinende Vorräte an flüssigen Brennstoffen und später auch an gasförmigen aufgespürt und erschlossen wurden. Aber stehen wir nicht heute schon, vielleicht nicht so kraß, wie damals vorhergesagt, vor der Frage, wie lange noch z. B. die Vorkommen der Erde an Erdöl und Erdgas genutzt werden können? Die Schätzungen gehen freilich auseinander, doch in den USA ist gerade in diesen Tagen schon die Sorge bezüglich der Mineralölbeschaffung deutlich geworden. Natürlich ist die Frage der Vorräte und ihrer Erschließbarkeit unter anderem von der Preisgestaltung abhängig. So wird etwa erwogen, mittels moderner Technologien, die noch sehr reichlich auf der Erde vorkommenden Ölschiefer-vorräte für die Gewinnung von Mineralöl zu nutzen – Versuche dieser Art gab es in unserem Lande, wie die älteren von uns wissen, in den zwanziger und dreißiger Jahren. Gewiß bestehen echte Möglichkeiten, den Engpaß in der Energieversorgung mit Hilfe der Ausnutzung der Kernenergie zu überwinden, aber hier treten die uns allen bekannten Schwierigkeiten auf – das St.-Florians-Prinzip –: Kernenergiegewinnung recht gerne, aber auf keinen Fall bei uns hier in der Gegend! Sicher werden auch neue Technologien (gasgekühlter Hochtemperaturreaktor und Schneller Brüter, oder

möglicherweise, aber nicht vor Ende dieses Jahrhunderts Kernfusionsvorgänge) dazu beitragen, eine Sicherstellung der Versorgung mit elektrischer Energie zu ermöglichen.

Heute und hier stehen wir aber vor der Frage: wo können solche Kraftwerke überhaupt noch errichtet werden und welche Mindestanforderungen an die Sicherheit der Anlagen selbst und insbesondere für die Bevölkerung müssen erhoben werden. Hinzu kommt der dritte Abschnitt dieser Ausführungen, der allerdings nicht die ganze Breite der Problematik darstellen kann, nämlich die Frage, welche Auswirkungen die Abwärme vor allem auf die Vorfluter hat. Wer fast jeden Tag das Wachsen von Marbach III aus eigener Anschauung miterleben kann, wie sich aus dem Blickwinkel zwischen Abstieg der Landesstraße von Hoheneck und Aufstieg zur Abzweigung nach Benningen das Zeugnis moderner Technik ausmacht, der stellt ganz objektiv fest, daß hier nicht unbedingt eine Bereicherung des Tales eingetreten ist. Die ganz andere Frage ist freilich die – und darüber haben ja eingehende Diskussionen stattgefunden und werden sicher auch in nächster Zeit sich erheben: war es richtig und unabweisbar nötig, das Werk gerade hier zu errichten? Sehr brutal könnte man sagen: wo schon etwas ist, stört ein weiteres auch nicht mehr, oder: die Gegend ist sowieso schon versaut (dies echt schwäbisch gemeint). Aber das ist nicht die entscheidende Begründung, sondern das außerordentlich schwerwiegende Problem, einen Abschnitt am Neckar zu finden, der es erlaubt, die Abwärme abzuleiten.

Die vorhin genannten Kraftwerke auf thermischer Basis: Altbach, Stuttgart-Gaisburg, Stuttgart-Münster, Marbach, Walheim, Heilbronn, Obrigheim und Heidelberg, mit zusammen 2172 Megawatt-Leistung, wurden bislang in Durchlaufkühlung betrieben, lediglich beim Dampfkraftwerk Gaisburg und in Altbach waren Kühltürme installiert. Der Kühlwasserbedarf dieser Werke, zu denen in nächster Zeit zumindest noch Marbach kommt, übersteigt bei weitem das Abflußdargebot, das heißt, die Temperatur im Neckar würde so hoch ansteigen, daß große Gefahren nicht allein für die darin vorhandenen Lebewesen, sondern auch bezüglich des Sauerstoffgehaltes auftreten würden. Der Neckar gehört aber, wie wir alle wissen, nicht gerade zu den saubersten Flüssen in Europa, er bringt eine ganz erhebliche Schmutzfracht mit sich, die sich auch dann nicht optimal verringern wird, wenn alle geplanten Neubauten und Ausbauten von Kläranlagen erstellt sein werden. Die restliche Schmutzstofffracht benötigt aber zum Abbau möglichst hohe Sauerstoffgehalte im Gewässer. Es ist allgemein bekannt, daß Sauer-

stoffgehalt und Wassertemperatur in einem direkten Zusammenhang stehen, bei höherer Temperatur ist schon deshalb weniger Sauerstoff zur Verfügung, weil alle Abbauvorgänge beschleunigt ablaufen, andererseits aber nur eine geringe Sauerstoffsättigung möglich ist – aus diesem Grunde muß eine Begrenzung der Temperaturerhöhung durch eingeleitetes Kühlwasser zwingend vorgeschrieben werden. Ein Wärmelastplan für den Neckar ist in diesen Wochen fertiggestellt worden¹⁴.

Das bedeutet, daß die Werke zumindest zeitweilig zum Rückkühlbetrieb übergehen müssen. Dies geschieht in Kühltürmen oder Kühlzellen, in manchen Fällen auch durch springbrunnenartige Verrieselung in großen Becken, wenn genügend Platz für eine solche Anlage vorhanden ist.

Vielleicht ist nicht allgemein bekannt, daß die Umwandlung der in thermischen Kraftwerken erzielten Wärme in elektrische Energie nur zu 30–40% möglich ist¹⁵. Der Rest wird als Verlustwärme oder Abwärme bezeichnet, die einem Kühlkreislauf zugeführt werden muß – dieser kann freilich auch zum Teil in Form von Fernheizung erfolgen. Und dies ist ein weiteres gravierendes Problem bei der Frage nach dem geeigneten Standort großer Kraftwerke (und nach deren zweckmäßiger Größe). Würden sie in der Nähe größerer Verdichtungen errichtet, wäre es technisch durchaus denkbar, eine höhere Ausnutzung der Wärmeerzeugung zu erzielen, gerade in Form von Fernheizung oder Warmwasserversorgung. Denkbar ist ferner – und das sollte man durchaus einmal gründlich prüfen, ob mit Hilfe dieser Abwärme nicht auch eine bessere Klärwirkung bei der Abwasserbeseitigung erreicht werden kann – übertrieben gesagt: ein letztlich destilliertes und zusätzlich mit Luft angereichertes Abwasser würde keine große Belastung mehr bedeuten. Ich glaube, daß die Prüfung einer solchen Frage gerade in unserem Raume dringend nötig ist!

Aber noch einmal zurück zu der Frage der Gewässerbelastung. Ich möchte dies am Beispiel des Rheines an einigen Zahlen darstellen, die in der Untersuchung der Länderarbeitsgemeinschaft Wasser (Grundlagen für die Beurteilung der Wärmebelastungen von Gewässern) zu finden sind¹⁶.

Der Rhein würde, ohne künstliche Wärmeeinleitung im Sommer mit etwa 22°C in den Raum Basel kommen und etwas über 24°C bei der holländischen Grenze erreichen. Schon 1970 ist etwa vom Raum Karlsruhe ab ein Anstieg der Wassertemperaturen um etwa 2°C auf eine Endtemperatur von 26°C zu beobachten. 1975 wären es an der Grenze des Bundesgebietes gegen Holland schon fast 27°C, 1985 etwa 32°C, wobei das Maximum an Tempe-

ratur unterhalb Biblis, vor der Einmündung des Mains eintreten würde, nämlich etwa 35°C, aber nach diesem Wärmelastplan sind maximal 28°C als höchst zulässige Temperatur vorgesehen! Nun kennen wir alle aus den Sommermonaten die Werbewirksamkeit von Schildern, die darauf hinweisen, daß ein beliebtes Freibad eine Wassertemperatur von 24 oder gar 26 Grad bieten könne – manchem ist das schon reichlich warm, etwas kühlere Naturen finden es direkt ideal – 28°C, die im übrigen auch am Neckar nicht überschritten werden sollen, sind aber tatsächlich das aus biologisch-ökologischer und abwassertechnischer Sicht höchstzulässige!

Im Herbst, um das eben genannte Beispiel zu ergänzen, sehen die Werte am Rhein folgendermaßen aus: Zuflußtemperatur etwa 15°C im natürlichen Fluß ohne Wärmebelastung, Endtemperatur etwa 13°C, 1970 bereits geringfügige Schwankungen auf dieser etwa 750 Kilometer langen Strecke, Endtemperatur um 15°C. 1975 Erwärmung unterwegs auf über 18°C, bei einer zulässigen Temperatur in dieser Jahreszeit von höchstens 18°C, 1985 Spitzenwerte von 29°C mit sehr starken Schwankungen, deren ökologische Auswirkungen nicht genau bekannt sind, die sich aber vermutlich kaum positiv äußern dürften, Endtemperatur um 24°C.

Man sieht aus den genannten Zahlen, daß es dringend nötig ist, alle Prüfungen vorzunehmen und, wie dies übrigens auch geschah, z. B. die Auswirkungen während des Winters und Frühjahrs zu beachten. Diese können beispielsweise in Form einer «Wärmewasserfahne» zu verstärkter Erosion am «wärmeren Ufer» führen und manches an Änderungen der Fauna und Flora bewirken. Es wird hier gerne das Beispiel bevorzugter Laichplätze in der Nähe von Großkraftwerken an Meeresküsten angeführt, das aber für unsere heutige Betrachtungsweise kaum Vergleiche bietet.

Welche Möglichkeiten sind nun in der Zukunft vorhanden, um das Problem der Gewässerbelastung durch Abwärme zu verringern? Trockenkühltürme sind in Erprobung, die die bisher noch nicht erwähnte Gefahr der möglichen Veränderung des Kleinklimas oder Regionalklimas durch große Mengen von Wasserdampf aus dem Naßkühlturm beseitigen sollen. Zwangsbelüftete Kühltürme, die erheblich niedriger als «Naturzugkühltürme» sein können, sind nach Angaben der Schweizerischen Vereinigung für Atomenergie¹⁷ mit dem Nachteil behaftet, daß es bisher noch nicht gelang, den Wasserauswurf und die damit verbundenen Beeinträchtigungen in ausreichendem Maße zu verhindern (Rieselregen, mögliche Glatteisbildung in der Umgebung).

Wenn also, wie wir gesehen haben, im Interesse der Verbesserung der Wassergüte des Neckars eine Temperaturerhöhung nur begrenzt denkbar ist, so muß man andererseits nach Möglichkeiten suchen, wie der Sauerstoffhaushalt des Gewässers erhöht werden kann. Dies kann dadurch geschehen, daß dem Kühlwasser im Werk (im Kühlturm oder in den Kühlwasserleitungen) Luft zugeführt wird. So z. B. durch den Einbau einer Turbine mit Belüftung, durch Düsenrohre, durch Abstürze oder Überfallgestaltung usw.

Es ist aber heute nicht meine Aufgabe, alle Möglichkeiten zu schildern, die zur Verbesserung der Wasserverhältnisse am Neckar ergriffen werden können, ich meine aber, daß es ganz nützlich ist, auch diese Gesichtspunkte zu kennen, denn nur eine ganzheitliche Betrachtungsweise der Umwelteinflüsse beim Problem der Energiegewinnung kann weiterhelfen.

Marbach III wird derzeit gebaut und es kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß es auch in nicht allzuferner Zeit in Betrieb genommen wird, ob wir es strikt ablehnen, oder ob wir diese oder jene Argumente bezüglich eines nach unserer Meinung besseren oder die Landschaft schonenderen oder die Umwelt weniger gefährdenden Standortes vorbringen. Daß die meisten von uns nicht von diesem Kraftwerk begeistert sind, kann man wohl annehmen, wenn man die Veröffentlichungen in den letzten Monaten verfolgt hat, ich darf nur eine Überschrift aus der «Zeit» vom 17. November 1972 zitieren, die lautet: *Politischer Kraftakt mit dem Kraftwerk.*

Was aber unbedingt gefordert werden muß, wenn die Ablehnung keinen Erfolg hat, ist dies: Verwendung von schwerem Heizöl mit möglichst niedrigem Schwefelgehalt (bereits von der Raffinerie), Abgasreinigung entsprechend den neuesten Möglichkeiten der Technik, Anwendung aller Verfahren zur Verringerung des auftretenden Lärmes, optimale Beseitigung der Abwärme unter Berücksichtigung der schwierigen Lage unseres Vorfluters Neckar, Sicherung von möglichst hohen Bezugsquoten für Erdgas, um nur die wohl wichtigsten Punkte zu nennen.

Weil aber bekannt ist, daß die Energieversorgungsunternehmen unseres Landes auch künftig Standorte für neue Kraftwerke suchen, sollten die Gesichtspunkte in der Antwort auf die Große Anfrage der CDU im Landtag von Baden-Württemberg (datiert vom 10. Oktober 1972) Berücksichtigung finden³:

- 1 langfristige Standortplanung für Kraftwerke –
- 2 stärkere Berücksichtigung der Umweltgesichts-

- punkte bei der Entscheidung über die Art der Stromerzeugung (Kraftwerkstyp, Einsatzenergie) –
- 3 Unterstützung der Unternehmen bei der Beschaffung umweltfreundlicher Einsatzenergien –
 - 4 Wahl von Kühlverfahren mit möglichst geringer Umweltbeeinflussung –
 - 5 ständige Weiterentwicklung der Sicherheitsvorkehrungen bei Kernkraftwerken –
 - 6 Entwicklung und Anwendung verbesserter Techniken zur Luftreinhaltung –
 - 7 Entschwefelung des in Kraftwerken eingesetzten Heizöls.

Ich möchte diese sieben Punkte, analog meinen früheren Ausführungen dahingehend ergänzen, auch wenn dies antiquiert erscheinen mag, Sparsamkeit bei der Verwendung aller Energie durch jeden Bürger unseres Landes¹⁸: Umweltschutz beginnt nämlich schon mit der Besinnung auf das, was jeder dazu beitragen kann!

Quellen und Literatur:

- ¹ Schreiben des Ministeriums für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr Baden-Württemberg Nr. IV 8200/782 (Gra/Ri) vom 11. 5. 1973, Schreiben der Energieversorgung Schwaben Ce/Scha vom 22. 5. 1973, Schreiben der Badenwerk AG DB-F/P vom 9. 5. 1973 (jeweils mit ausführlichen Anlagen).
- ² KARL-CH. KLÖSS und GERHARD RITTSTIEG: Verbrauch von Primärenergieträgern für die Stromerzeugung der BR Deutschland – Vorausschau bis 1985. Elektrizitätswirtschaft 71, S. 743–746, 1972.
- ³ Schriftliche Antwort des Ministeriums für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr auf die Große Anfrage der Fraktion der CDU (Energieversorgung und Umweltbelastung durch Kraftwerke), Drucksache 6/60 vom 10. 10. 1972.
- ⁴ Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten DÜRR, PRINZ zu SAYN-WITTGENSTEIN-HOHENSTEIN, KIRST und Genossen (betr. Entschwefelung von Brennstoffen), Drucksache 7/417 vom 28. 3. 1973.

- ⁵ Anlage zum Schreiben der EVS vom 22. 5. 1973.
- ⁶ Energieprogramm für Baden-Württemberg, Entwurf des Wirtschaftsministeriums, Stand 22. Februar 1972.
- ⁷ KARL-CH. KLÖSS: Stromverbrauch der BR Deutschland – Vorschau bis 1985. Elektrizitätswirtschaft, 71, S. 750–752, 1972. Deutsche Verbundgesellschaft Heidelberg: Bericht 1971, Juli 1972, Heidelberg.
- ⁸ Vgl. 6, sowie: Tabelle der öffentlichen Stromversorgung in Baden-Württemberg, laut Bericht des Ministeriums für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr (1).
- ⁹ URS DOLINSKI: Energieverbrauch in Baden-Württemberg. Ein Ausblick bis 1980. Elektrizitätswirtschaft 69, S. 654–658, 1970, sowie Ergänzungen gemäß Pressemitteilung des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg über die Fortschreibung der vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung Berlin durchgeführten Untersuchung.
- ¹⁰ Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg, Drucksache 5400, S. 147–155, 1971.
- ¹¹ Tabelle der öffentlichen Elektrizitätsversorgung in Baden-Württemberg 1961–1971 mit Erläuterungen (Wirtschaftsministerium, vgl. 1).
- ¹² Energieprogramm für Baden-Württemberg (vgl. 6), sowie Der Bundesminister für Wirtschaft – W/III B 2–06 61 11: Kraftwerksleistung des öffentlichen Netzes in der Bundesrepublik Deutschland, Stand 31. Dezember 1972. – Ergänzungen durch das Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr Baden-Württemberg (vgl. 1). – KARLHEINZ HAAGER: Entwicklungstendenzen in der Elektrizitätswirtschaft und ihre Konsequenzen für Wirtschaft und Verbraucher. Elektrizitätswirtschaft 71, S. 717–723, 1972.
- ¹³ ERNST BASLER: Ziel und Inhalt einer Raumschiffökonomie. In: Umweltpolitik in Europa, S. 23–33, Frauenfeld und Stuttgart, 1973.
- ¹⁴ HANS SCHAAL: Gewässerschutz am Neckar. Manuskript 1972.
- ¹⁵ Der Bundesminister des Innern: Thermische Belastung von Gewässern durch Kernkraftwerke. Bundestagsdrucksache VI/3052 vom 20. 1. 1972.
- ¹⁶ Länderarbeitsgemeinschaft Wasser (LAWA), Grundlagen für die Beurteilung der Wärmebelastungen von Gewässern. 1971. Mainz.
- ¹⁷ Schweizerische Vereinigung für Atomenergie: Kernenergie: Sicher, sauber, unentbehrlich, unerschöpflich. Bern 1971, S. 28–29.
- ¹⁸ Rundfunkvortrag von Minister Dr. RUDOLF EBERLE in der Regierungssendung des Südwestfunks am Dienstag, dem 24. April 1973.

Nach einem Vortrag in Ludwigsburg am 27. Mai 1973.

Ämterorganisation und Kreisreform

Die Kreisreform in Baden-Württemberg, die am 1. Januar 1973 in Kraft getreten ist und schon vorher vielenorts die Gemüter bewegte, hat es nicht nötig, historisch begründet zu werden. Sie stellt eine an der Zukunft orientierte Maßnahme dar und geht bewußt über geschichtlich gewachsene Zustände hinweg. Dennoch darf, ja muß auch der Historiker einen so

Gregor Richter

wichtigen Vorgang wie die Kreisreform von seinem Fachgebiet aus betrachten und die historischen Bezüge aufdecken. Wer, wenn nicht der Historiker, sollte etwa Verständnis aufbringen für den Unwillen über die Zerreißung von bisherigen Kreisgebieten? Sind doch hierbei Bindungen zerschnitten worden, die teils seit dem Mittelalter, fast immer aber wenigstens mehrere Jahrzehnte bestanden

hatten, weil in Baden 1936, in Württemberg 1938 die letzte Kreisreform gewesen war und die einst hohenzollerischen Kreise sogar seit 1925 im wesentlichen ihren Bestand erhalten hatten.

Die Bindungen im mittelalterlichen Amt, im Oberamt oder Bezirksamt des 19. Jahrhunderts oder im bisherigen Landkreis ließen die einzelnen Glieder untereinander verschmelzen. Denn die Ämter oder Kreise waren und sind als Gefahrgemeinschaften Schicksalsgemeinschaften. Sie trugen schon immer die dem Bezirk auferlegten Lasten gemeinsam, ob es nun galt, die Stadtmauer zu unterhalten, hinter welcher im Falle der Gefahr alle Amtseinwohner Schutz fanden, ob es um den Bau von Wegen und Straßen ging, die Handel und Wandel ermöglichten, oder ob Amtsboten, Amtsärzte und Amtsschreiber zu besolden waren. Stand die eine Gemeinde sich wirtschaftlich besser als eine andere, konnte die ärmere von der reicheren profitieren, wenn diese einen höheren Beitrag zu übernehmen vermochte. In Kriegs- und Katastrophenzeiten wechselten oft Glück und Unglück von Ort zu Ort und damit auch die Rolle der einzelnen Gemeinde im Bezirksverband.

Wie alle die gemeinsamen Lasten trugen, so kamen auch allen die gemeinsam erreichten Erfolge zugute. Aus dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg, aus der Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge wie aus der zielstrebigem Entwicklung der Wirtschaft wäre manches Beispiel der jüngsten Zeit zu nennen. Hier genügt der Hinweis, daß im Wechselspiel von Pflicht, Anstrengung, Erfolg und Schicksal notwendigerweise ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Betroffenen entsteht. Die Gemeinden und ihre Bewohner fühlen sich im Kreis als Glieder einer Schicksalsgemeinschaft untereinander verbunden.

Hat daher am ehesten der Historiker Verständnis für die Einwände gegenüber der Kreisreform, so muß doch gerade er auf die geschichtliche Tradition des Wandels aufmerksam machen. Denn allein der Wandel ermöglicht die Entwicklung. Der geschichtliche Rückblick kann dies gut veranschaulichen.

Schon am Beginn der Ämtergeschichte stand die Abkehr von einem überkommenen System. Ursprünglich hatte man alte Herrschaftsgrenzen respektiert und die nach Herrschaftstiteln wie nach dem Zeitpunkt der Erwerbung unterschiedenen Teilbesitzungen für sich verwaltet. Im Spätmittelalter, in Württemberg nachweislich seit dem 14. Jahrhundert, schuf man dagegen Bezirke, die nicht nach ihrer Herkunft, sondern nach administrativen und geographischen Gesichtspunkten abgegrenzt wurden. Im Prinzip bedeutete dies, daß jeweils eine Stadt

mit einigen Dörfern ein Amt, oder im Sprachgebrauch der Zeit eine Einheit von Stadt und Amt bildete. Dies ist Ausdruck einer neuen Staatsauffassung, weil man nun anfang, *das Ganze unabhängig vom Rechtscharakter seiner Bestandteile als Einheit zu betrachten*, wie WALTER GRUBE in dem auch sonst für unser Thema ergiebigen Buch «Vogteien, Ämter, Landkreise in der Geschichte Südwestdeutschlands» ausgeführt hat.

Das neue Prinzip förderte nicht nur den Zusammenhalt im Amtsbezirk, sondern trug auch dazu bei, den Verschmelzungsprozeß der Territorialstaaten als Ganzheiten zu beschleunigen. Denn wie die Orte im Amt, so waren die Ämter im Territorium, hier nur auf höherer Ebene, Glieder einer Einheit. Auch die Ämter bildeten nunmehr untereinander Schicksalsgemeinschaften. Sie alle zusammen trugen die Lasten der Fronen, der Landessteuern und der Landesverteidigung. Damit wurde das Land zur Heimat; denn im gleichen Maße, wie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wuchs, verschwand die Erinnerung an zurückliegende Eigentümlichkeit einstiger Herrschaften. Ähnlich wirkte dann in Württemberg die Einführung des einheitlichen Landrechts im 16. Jahrhundert.

Die altwürttembergischen Ämter erfaßten später nicht mehr das ganze Herzogtum. Nach der Reformation kamen vielmehr die Klosterämter als Ämter besonderer Art hinzu, die aus den Herrschaftsbezirken der ehemaligen großen Mannsklöster gebildet worden waren. Im 17. und 18. Jahrhundert schlossen die Herzöge sodann einige Neuerwerbungen nicht den regulären Ämtern an, sondern man bildete daraus Kammerschreibereiämter. Diese waren im ganzen unbedeutend und dienten mit den Einnahmenüberschüssen nicht der regulären Staatsverwaltung, sondern der fürstlichen Schatulle. Alle diese Ämter bildeten aber in sich geschlossene Einheiten ihrer Gliedgemeinden.

Für die Bezirkseinteilung brachte die Napoleonische Zeit einen bedeutenden Einschnitt, als Württemberg beträchtlichen Gebietszuwachs erfuhr und König FRIEDRICH die alte landständische Verfassung außer Kraft setzte. Aus der Masse alt- und neuwürttembergischer Orte und Ämter schuf der gleiche König 1810 64 Oberämter, die nach der Fläche wie nach Einwohnerzahlen etwa gleich groß waren. Galten 20 000 Einwohner als Normalzahl, so nahm man keine Rücksicht auf frühere Herrschaftszugehörigkeiten der Orte. Altwürttembergische Ämter, Klosterämter und Kammerschreibereiämter verschwanden ebenso wie von den Neuerwerbungen die reichsstädtischen, die klösterlichen oder die herrschaftlichen Bezirke. Wie am Beginn der landes-

herrlichen Ämterorganisation mußte 1810 wieder einmal das Ganze als Einheit angesehen werden, damit ein geschlossener Staat entstehen konnte.

Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Während etwa IGNAZ SPECKLE, der letzte Abt des Klosters St. Peter, nach dem Anfall des Breisgaves 1806 an Baden und der Aufhebung seines Klosters in seinem bis 1819 geführten Tagebuch der Hoffnung Ausdruck verlieh, der Breisgau sollte wieder Österreich angeschlossen werden, womit er vermutlich den allgemeinen Wunsch ausdrückte, der im Breisgau bestand, erlebten wir in unseren Tagen gerade das Gegenteil. Denn nach dem Zusammenschluß im Südweststaat waren es gerade die südbadischen und damit die einstigen breisgauischen Gebiete, in welchen sich eine starke Bewegung für die Erhaltung des Landes Baden erhob. Die Stimmung von 1806 war in ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl umgeschlagen. Erst die Badenabstimmung von 1870 setzte darunter einen Schlußstrich, mit ihrem positiven Ergebnis für Baden-Württemberg aber bereits wieder einen Akzent setzend für die neue Entwicklung.

Das badische Beispiel steht nicht allein. Auch die einstigen Neuwürttemberger wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts zu Württembergern, und es ist sicher nicht nur auf Druck von oben zurückzuführen, wenn die Mergentheimer kurz vor dem Ersten Weltkrieg König WILHELM von Württemberg mit Fahnen schmuck und Spruchbändern als angestammten Herrn begrüßten, wie HERMANN FECHENBACH in seinem Erinnerungsbuch über die Mergentheimer Juden anschaulich berichtet hat. Der Historiker denkt dabei an 1809, als in Mergentheim, das gerade vom Deutschen Orden an Württemberg gefallen war, wegen der Truppenaushebung durch die neue Landesherrschaft ein Aufruhr ausbrach, der gewaltsam niedergeschlagen wurde. Ein Jahrhundert neuer Staatszugehörigkeit hatte wie in Baden Früchte getragen.

Es ist nicht zu leugnen, daß dennoch das ganze 19. Jahrhundert hindurch Vorbehalte gegenüber Stuttgart und Karlsruhe bestehenblieben, auch hat die Bezirkseinteilung nicht nur die Einheit gefördert. Als Integrationsfaktoren wirkten ebenso die einheitliche Gesetzgebung, die für den ganzen Staat verantwortliche Volksvertretung, das einheitliche Schulwesen, die zentralen Bildungsanstalten von der Universität bis zu den theologischen Lehranstalten, ferner die mit den Landesgrenzen in Übereinstimmung gebrachte kirchliche Organisation und der Militärdienst.

Dennoch ist der Anteil der über frühere Grenzen führenden Bezirkseinteilung am Zustandekommen des einheitlichen Staatsbewußtseins nicht geringzu-

achten. Wer sich früher als Klosteruntertan oder als Reichsstädter empfunden hatte, mußte über die gemeinsamen Aufgaben im Oberamt oder Bezirksamt zum Württemberger bzw. zum Badener werden.

Diese Erkenntnis läßt auch die heutigen Maßnahmen in einem günstigeren Licht erscheinen, wenn die alten Landesgrenzen zwischen Württemberg, Baden und Hohenzollern nun bei der Kreiseinteilung unberücksichtigt bleiben. Denn wie einst aus den Breisgauern Badener und aus den Mergentheimer Deutschordensuntertanen Württemberger wurden, so dürfte sich jetzt der Prozeß beschleunigen, der aus Badenern wie aus Württembergern und Hohenzollern Baden-Württemberger macht.

Die hieraus abzulesende geschichtliche Rechtfertigung der Kreisreform kann und soll sich nur beziehen auf das Grundprinzip, welches wie in früheren Zeiten das ganze Land als Einheit betrachtet. Die Einzelmaßnahmen aber hat der Historiker nicht zu rechtfertigen. Die Politiker müssen vielmehr begründen, warum sie bei den neuen Grenzen der Regierungsbezirke gerade hier die alten Landesgrenzen vernachlässigten, dort aber respektierten, was also für den Anschluß des bisherigen Kreises Tauberbischofsheim an den Regierungsbezirk Stuttgart sprach, während alte württembergische Kreise wie Calw, Freudenstadt, Rottweil oder Tuttlingen zu den Regierungsbezirken Freiburg und Karlsruhe kamen. Gleiches gilt für die Abgrenzung der Kreise untereinander und für die Festlegung der Kreissitze. Denn ob Freudenstadt oder Heilbronn die Bezirkszugehörigkeit wechseln, ob Leonberg oder Böblingen Kreisstadt bleiben, das ist geschichtlich nicht zu entscheiden.

Der Historiker kann jedoch darauf aufmerksam machen, wie im Wandel der Zeiten unterschiedliche Bedingungen auftreten, die es den politischen Kräften ermöglichen oder erschweren, an sich notwendige Maßnahmen durchzuführen. So liefert die Kreisreform von 1973 eine späte Widerlegung der Ansicht, parlamentarisch regierte Länder seien nicht in der Lage, *tiefe eingreifende Reformen* durchzuführen, was kein Geringerer als Dr. LEOPOLD HEGELMAIER, der letzte württembergische Staatsrat aus der Weimarer Zeit, in seinen Lebenserinnerungen ernsthaft behauptet hat. Als anmaßend läßt sich nun auch entlarven, was nach der Kreisreform in Württemberg, die 1938 durch Regierungsgesetz wirksam wurde und von 61 Kreisen 27 aufhob, vom damaligen persönlichen Referenten des Innenministers in der württembergischen Verwaltungszeitschrift behauptet wurde. Dort hieß es selbstgerecht, die *Organe des demokratisch-parlamentarischen Staatsbetriebs* würden weder den *Mut noch die Kraft* be-

sitzen, das Notwendige zu tun. Demgegenüber hielt dieser nationalsozialistische Gewährsmann *wenige Männer der Partei* für wirkungsvoller, *als es einst Abgeordnete, Fraktionen und Koalitionen* gewesen wären.

Hier wurde geflissentlich übergangen, daß die Vorarbeiten zur Kreisreform von 1938 bis 1903 zurückreichten, eine umfassende Denkschrift von 1911 die Grundlage für alle späteren Überlegungen abgab und 1923 ein erster Ansatz an den damaligen schwierigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen scheiterte. Weder der Erste Weltkrieg noch die Krisenzeit nach 1929, in welcher auch in Stuttgart mit Hilfe von Notverordnungen regiert werden mußte, waren geeignet, eine so schwierige Aufgabe wie die Kreisreform durchzuziehen, obwohl über die Notwendigkeit kein Zweifel bestand. So hatte auch der Reichssparkommissar in seinem bekannten Gutachten über die Landesverwaltung Württembergs 1930 die Verringerung der Kreise vorgeschlagen. Die Regierung war sicher damals gut beraten, in der Zeit der Gärung die aufgebrachten Gemüter nicht noch stärker in Wallung zu bringen und die Reform zurückzustellen. Mit gewisser Genugtuung registriert man daher heute, daß der damals ausgesprochene generelle Verruf der Demokratie einer ernsthaften wissenschaftlichen Nachprüfung nicht standhält.

Unabhängig von dem allgemeinen Rahmen der historischen Bezüge gibt die Kreisreform dem Historiker viele Fragen auf. So wird es notwendig sein, die Geschichte der Kreise neu zu erfassen und zu beschreiben. Dabei wird bei jedem Kreis seine spezifische Besonderheit zu erarbeiten und zu berücksichtigen sein.

Manche Kreise haben nämlich trotz geänderter Grenzen ihren bisherigen Charakter als Teil der altbadischen oder altwürttembergischen Kernlandschaften behalten, andere bieten nunmehr ein anderes Bild ihrer historischen Zusammensetzung. Konnte, um ein Beispiel zu nennen, bislang im Namen des Kreises Mergentheim die Erinnerung an die einstige Deutschordensmetropole wachgehalten werden, so tritt dieser Bezug im neuen Tauberkreis, in welchem der Kreis Mergentheim aufgegangen ist, nicht nur wegen dem anderen Namen zurück. Der Kreis Sigmaringen dagegen, bisher auf einst hohenzollerische Orte zugeschnitten, erstreckt sich nun mit Pfullendorf auch auf eine frühere Freie Reichsstadt sowie mit Mengen und Saulgau auf zwei der fünf

bekanntesten «Donaustädte», die sich unter der Herrschaft der Truchsessen von WALDBURG zusammenschlossen, schon im 16. Jahrhundert eine gewisse Autonomie durchsetzten und sich schließlich 1680 freikaufte und Österreich unterstellten. Die Anteile von den Kreisen Stockach und Überlingen brachten schließlich dem Kreis Sigmaringen Orte ein, die vom Beginn des 19. Jahrhunderts an badisch gewesen waren. Die historische Palette des Kreises Sigmaringen ist also wesentlich bunter geworden. Demgegenüber steht die Zerreißung der Klammer zum Kreis Hechingen, die der Hohenzollerische Landeskommunalverband dargestellt hat. Der Kreis Hechingen bildet nun eine gewichtige Komponente im Zollernalbkreis. Sigmaringen und der Zollernalbkreis sind übrigens die einzigen Kreise Baden-Württembergs mit Bestandteilen aus badischen, württembergischen und hohenzollerischen Orten.

Berücksichtigt man nicht nur die Herrschafts- und Amtszugehörigkeit, wie es hier unter regionalgeschichtlichen Gesichtspunkten angebracht erschien, sondern bezieht man die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Kunst- und Bildungsgeschichte, die Verfassungs- und die Rechtsgeschichte sowie die Personengeschichte mit ein, so wird die Vielfalt, die sich von der Geschichte eines Kreises ablesen läßt, noch größer. Durch die Kreisreform ergeben sich neue Gruppierungen, die manche interessante Einblicke in landesgeschichtliche Probleme vermitteln werden.

Wichtiger als die lokalen Einzelheiten sind die grundlegenden Zusammenhänge zwischen der Verwaltungseinteilung und dem Gemeinschaftsbewußtsein, wie es sich in den Kreisen, auf höherer Ebene dann im Land, darbietet. Die kleinräumigen Ämter des frühen Territorialstaates, die auf die Verkehrsverhältnisse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgestimmten Oberämter oder Bezirksämter, die größeren Landkreise aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts und die neuen Großkreise haben Wesentliches gemeinsam: Wie es früher galt, so gilt es auch heute, die den Gemeinwesen gestellten Aufgaben zusammen zu erfüllen. Es braucht nicht bezweifelt zu werden, daß daraus ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein entstehen wird, wie es seit dem Mittelalter in den unteren Verwaltungsbezirken immer wieder entstanden ist und von dort auf das Land ausgestrahlt hat. Dies wiederum bereitet den Weg dafür, daß große Vorhaben angepackt und bewältigt werden können.

Das Haidbild, auch Mallus genannt, auf der Leutkircher Heide

Theo Dames

In seinem Werk «HANS MULTSCHER, seine Ulmer Schaffenszeit 1427–1467» schreibt MANFRED TRIPPS (im Jahre 1969) bei der Darstellung der Herkunft MULTSCHERS aufgrund der Leutkircher Spitalurkunden, daß bei der Landgerichtskapelle beim Haid-schachen *an der Landstraße von Leutkirch nach Reichenhofen der «Mallus» stand, ein steinerner Gerichtsstuhl, dessen Spuren noch 1792 zu sehen waren.* Den Wortlaut hat TRIPPS aus KLAIBERS «Oberamt Leutkirch» in der Reihe der «Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg» übernommen und damit die schon seit einiger Zeit überholte Deutung des Mallus. Im folgenden soll nachgewiesen werden, daß dieser Mallus nicht jener Gerichtsstuhl und daß die Jahreszahl 1792 in bezug auf den Mallus unzutreffend ist. Darüber hinaus sollen die Vorstellungen von Bild und Wesen des Mallus und der wichtigsten Teile des Landgerichtes einer gewissen Klärung nähergebracht werden.

Die Sachlage ist folgende: Etwa in der Mitte zwischen der einst Freien Reichsstadt Leutkirch und dem Dorfe Reichenhofen, MULTSCHERS Geburtsort, lag einst in dem 187 Morgen großen Freiheidegelände der Schwerpunkt der reichsunmittelbaren Gemeinde der «Freien Bauern auf Leutkircher Haid und in der Pürß». Dort befand sich neben anderen Merkmalen der Selbständigkeit das Landgericht, das seit dem Jahre 1348 sicher nachzuweisen ist. Schon um 1450 jedoch in die Stadt Leutkirch hinein und 1486 sogar an den Rand des Haidgeländes verlegt, verlor dieses nach und nach an Bedeutung.

In dieser Zeit seiner größten Bedeutung tagte es unter freiem Himmel, wie die alten deutschen Gerichte. Geleitet wurde es von einem Landrichter als Beauftragtem der kaiserlichen Macht; in der Person des Richters war es dem Landvogt unterstellt. Zwischen je sechs Schöffen auf jeder Seite (die erst in späterer Zeit freie Bauern waren) auf dem Richterstuhl sitzend, sprach er hier Recht. Der Gerichtsraum war ein Langrechteck auf freiem Gelände, an dessen hinterer Seite der wahrscheinlich aus Stein gearbeitete Gerichtsstuhl stand, überdacht und überragt von der Reichsfahne. Dieses Gelände, das heute noch den Namen «Haid-schachen» trägt, liegt an der schon genannten Landstraße und reicht etwa 700 Meter nach Nordost in die Flur hinein. Dort, wo der Landweg von der St.-Wolfgang-Kapelle her auf diese Landstraße trifft, stand die Haidkapelle, die dem Landgericht zugeordnet war. Und nicht weit von ihr befand sich einst die «Waibelhub», die

Hufe des Waibels am Landgericht, die Eigentum der Freibauern-gemeinde war. Sie war vom 6. März 1408 – 2. Februar 1438 dem *Hanssen multschirren*, dem Vater von HANS MULTSCHER, als Afterlehen verliehen.

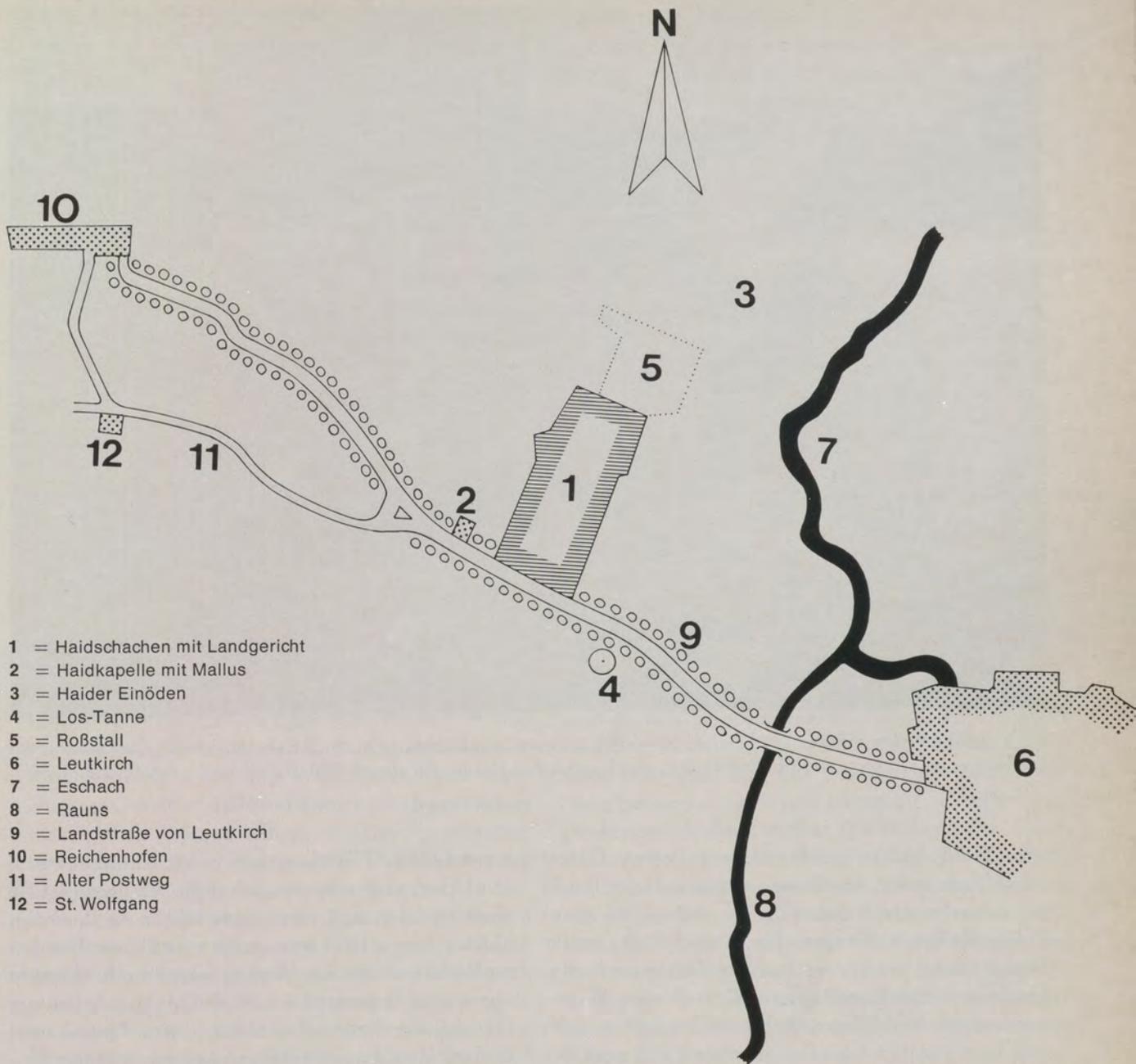
Bei dieser Haidkapelle befand sich an noch unbekannter Stelle auch der Mallus, über den sehr widersprechende Aussagen in der Literatur vorliegen:

RIEKE, (1886): *Abgegangen schon vor 1594 die Landgerichtskapelle auf freiem Haidboden mit dem «Haidbild» genannten Gerichtsstuhl.*

SCHWANZER (1904): *Auf dieser Haid, an der Straße zwischen Leutkirch und Reichenhofen, befand sich ehemals die Dingstätte (Gerichtsstätte) «mallus publicus» des uralten Nibelgaues.*

KLAIBER (1924): *Abgegangen ist die alte Landgerichtskapelle beim Haid-schachen, dessen Reste (im Jahre 1924!) noch in zwei Baumgruppen bestehen, beziehungsweise an der Einmündung des Weges von St. Wolfgang her in die Landstraße von Leutkirch nach Reichenhofen; sie heißt schon 1594 «niedergefallen». Dabei stand der Mallus oder das Haidbild, ein steinerner Gerichtsstuhl, dessen Spuren man 1792 noch sah.*

VOGLER (1963): *Ein kleines Wäldchen, der Haid-schachen, Überrest eines größeren Waldstückes, das im 19. Jahrhundert von der Zeiler Herrschaft gerodet wurde, füllt heute die Fläche der eigentlichen Gerichtsstätte... Bei dem Mallusstein, einer Art Podium, auf dem der Stuhl des Landrichters seinen Platz hatte, stand auch die Haidkapelle, von der berichtet wird, daß sie schon «niedergefallen» war.*



- 1 = Haid-schachen mit Landgericht
- 2 = Haidkapelle mit Mallus
- 3 = Haider Einöden
- 4 = Los-Tanne
- 5 = Roßstall
- 6 = Leutkirch
- 7 = Eschach
- 8 = Rauns
- 9 = Landstraße von Leutkirch
- 10 = Reichenhofen
- 11 = Alter Postweg
- 12 = St. Wolfgang

SCHAHL (1961): *Auf der Leutkircher Haid stand unweit von Haid* (dies ist der Name des heutigen Weilers, der seit der Vereinödung vom Jahre 1801/1802 besteht, seinen Ursprung aber in den schon 1350 erwähnten ‚Haidhusern‘ hat) *einst die Landgerichtskapelle beim ‚Haidbild‘, auch Mallus genannt, und der steinerne Gerichtsstuhl.*

seres Themas. Bevor sie selber behandelt werden können, muß zuvor ihre Lage festgestellt werden. Das Gelände als solches ist bekannt. VÖGLER hat es genau beschrieben: *Ein kleines Wäldchen füllt heute die Fläche der eigentlichen Gerichtsstätte.* Weiterhin ist der Platz der Haidkapelle gut auszumachen: SCHWANZER, der ehemalige Archivdirektor auf Schloß Zeil, sagt (1904) aufgrund «der Grenzbeschreibung der österreichischen Landvogtey» vom Jahre 1594, *welche Kapell auch in der Landvogtey Schwaben Obrigkeit begriffen und oben am Haid-schachen gegen Leutkirch wertz gestanden aber niedergefallen.* Aus diesem Wortlaut geht nicht nur der ungefähre Raum hervor, in dem die Kapelle stand, sondern zugleich der Hinweis, daß sie *beim* Haid-schachen stand, was wohl besagt, daß sie, nicht

Aus diesen Aussagen geht hervor, daß dort beieinanderstanden: das Landgericht, die Kapelle und der Mallus. Sie sind die drei wichtigen Objekte un-



Blick auf die ersten Häuser des Weilers Haid (links vorne), im Bildmittelpunkt Reichenhofen mit dem markanten Kirchturm, im Hintergrund die Randhöhen der Leutkircher Heide, auf denen Schloß Zeil liegt (Foto Hommanner).

zum Haidshachen gehörend, auf dessen Gebiet stand, was später bewiesen werden soll. Vielleicht ist sie nahe der Landstraße zu suchen, an jener Stelle, die bereits KLAIBER für möglich hielt: an der Einmündung des Weges nach ST. WOLFGANG. Bekannt ist ja, daß Kapellen zumeist an Wegen, Wegekrenzungen und Wegegabelungen zu finden sind, was hier gegeben ist. Hier aber muß sich auch der Zugang von der Landstraße befunden haben, der Übertritt von der Reichsstraße zum reichseigenen Gerichtsgebiet.

Mit diesen Ausführungen ist zunächst die Lage der Kapelle ungefähr bestimmt; nun ist nach ihrer Gestalt zu suchen. Darüber ist bisher nirgends ein zutreffendes Wort zu finden. Sie ist also nur im Wort erhalten geblieben, als Teil des Gerichtsbegriffes. Welche Funktion sie einst hatte, ist gleichfalls unbekannt. Das aber könnte aus ihrer Gestalt hervorgehen. Vielleicht ist das Schweigen der Akten ein Hinweis darauf, daß diese unbedeutend war, kein besonderer Bau mit besonderem Eigenleben! Zudem ist sie sehr zeitig (1594) *niedergefallen*. Bedeutet das nicht, daß sie zusammenstürzte? Und dies, weil sie leicht gebaut war, aus Holz oder in Fachwerk-

konstruktion? Ein Massivbau wird sie nicht gewesen sein! Und groß war sie auch nicht. Vielleicht ist sie einseitig offen zu denken, nicht bestimmt, Personen aufzunehmen. Und wem gehörte sie? Dem *Hansßen multschirren*, der nur Waibel war, konnte sie nicht eigen sein. Ihm war seine Hufe für seine Arbeit am Gericht «verliehen», er hatte nicht Grund und Boden, über den er verfügen konnte. Mit der ST.-WOLFGANGS-Kapelle, die geweiht und Wallfahrtskapelle war, kann sie gar nicht verglichen werden. Sie diente somit sicherlich nur privaten Anliegen, nur dazu, dem zum Gericht Gehenden, als Richter oder Angeklagtem, ein kurzes Gebet zu ermöglichen. So kann sie eigentlich nur von jener Art gewesen sein, wie wir sie heute noch in Bauerngärten vorfinden. Und letzten Endes: sie war weder der Kirche in Leutkirch noch der in Reichenhofen unterstellt! Diese hier beschriebene Kapelle ist nun das erste Objekt, das geringe Auskunft gibt und örtlich gesichert genannt werden darf. Von ihm kann die Erschließung des Gerichtsgeländes ausgehen. Sie sagt aus, daß hier das Haidshachengebiet seinen Anfang nimmt, was die Landkarte bestätigt. Sie zeigt einen Geländestreifen, der auf dem Meßtischblatt den



Freigericht Kaichen (Kr. Friedberg/Hessen).

Flurnamen «Haidchachen» trägt und an der Landstraße beginnt. Noch heute erstreckt er sich in einer Breite von schätzungsweise 200 Metern und einer Länge von 700 Metern nach Nordnordost in den Raum hinein. Dies ist der kartographisch erfaßte Rest des einst wesentlich größeren Bereichs. Sein Zugang von der Straße her kann freilich um einiges weiter oben gelegen haben, da das Gesamtgebiet nach allen Seiten weiter ausgriff. Das geht aus der Österreichischen Grenzbeschreibung hervor.

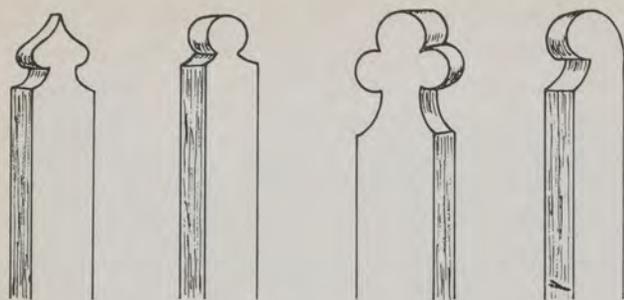
Aus den Ausführungen von RIEKE und KLAIBER geht weiterhin hervor (was durchaus glaubhaft ist), daß an der hier festgestellten Kapelle sich der noch nicht gedeutete «Mallus» befunden haben muß. Von ihm kann jedoch erst berichtet werden, wenn Lage und Ausdehnung des Haidchachens festgelegt sind. Er beginnt, wie schon gesagt, an der Straße und reichte in der Nordostrichtung bis ins «Roßstall» genannte Gelände, von dort aus, wie das Vermessungsamt in Leutkirch angibt, bis zum Bereich der «Haider Einöden» hin. Den besonderen Gerichtsraum aber kann man aus dem Kupferstich ansehen, den VÖGLER in seinem Buch veröffentlicht. Dieser Stich von 1755 gibt diesen Kern des Ganzen als Rechteck in dem des obengenannten Flurnamens wieder, der eingezäunt daliegt, hinter sich die weite Landschaft, die die Eschach und Raunz vor den Bergen mit der Adlegg erkennen läßt. Vor dieser Kulisse könnte die Laustanne, die einst die «Los-Tanne» war, das Ende des Gerichtsbezirkes, vielleicht um einiges verkürzt, andeuten.

Was nach dieser Geländebegrenzung besonders in-

teressiert, ist die auf dem Kupfer dargestellte Gerichtsverhandlung. Der unbekannte Kupferstecher läßt die Schöffen auf der Südseite des Feldes sitzen, zu zweien rechts und links des Richters. Die übrigen Teilnehmer an der Verhandlung sitzen auf den durchlaufenden Bänken der Längsseiten am Zaun des Geheges entlang. Die vordere, die nördliche Schmalseite enthält in der Seitenmitte den Eingang, eine schlichte Zauntür, ohne besondere Betonung (wie es sich jedenfalls der Zeichner gedacht hat). Über dem Stuhl des Richters weht die Reichsfahne, das ist alles. Von der zuvor behandelten Kapelle ist nichts zu sehen. Offensichtlich gehört sie nicht dazu und liegt vom Gericht abseits (Beim Landrichterstuhl, wie VÖGLER angibt, kann sie schon gar nicht gelegen haben. Das wäre ein recht ungeeigneter Ort gewesen). So ist sie kein Bestandteil des Gerichtes, ein Einzelstück, nicht amtlich verbunden.

Auch von dem Richterstuhl ist nichts überliefert, was seine Gestalt erraten läßt. Auch auf dem Kupferstich ist seine Form kaum zu erraten. Dort verdeckt der Richter den Stuhl derart, daß man seine Teile nicht deutlich erkennen kann. Ist er aus Stein gehauen oder aus Holz gebaut? Nun, wenn 1792 noch *Spuren* zu sehen waren, so müssen das wohl Abdrücke im Erdreich gewesen sein. Das aber würde wohl bedeuten, daß der abdrückende Sockel aus Stein bestand. Und hierin haben all die bisherigen Deuter recht gehabt, zumal alle frühen Sitze dieser Art aus Steinmaterial waren. Über den Oberbau des Sitzes gibt das aber keine Auskunft. Der Rest von Rückenlehne, der über die Schultern des Richters herüberschaut, dürfte aus Holz gearbeitet gewesen sein. Die starke Platte aber (die der Kupferstecher darstellt, hoffentlich aufgrund von sicheren Unterlagen) läßt auf Stein schließen. Mehr ist aus diesem Bilde nicht zu ersehen.

Man darf nicht erwarten, daß dieser Landrichterstuhl ein thronartiger Sessel war. Er war nicht von jener Art, wie ihn das Bild der Übergabe der Privilegien für das Rottweiler Hofgericht vom Jahre 1435 zeigt, obwohl dieses Bild aus der Zeit des Haidgerichtes stammt. Die Freibauern im Leutkircher Raum waren nicht in der Lage, über so tüchtige Steinmetzen zu verfügen, wie das damals in Rottweil der Fall war, wo erste Kräfte den Kapellenturm erbauten und 1781 den Rokokosessel in einer von reicher Holzform in Stein übertragenen Gestalt schufen, was für die Haid niemals gegolten hat. Derartige lag für die Haidgemeinde außerhalb aller Möglichkeiten. Man wird vielmehr sehr bescheiden sein müssen und an gleichartige Beispiele aus früherer Zeit zu denken haben. Da mag zu-



Grabstelen in Norddeutschland.

nächst an das Freigericht von Kaichen bei Friedberg (Hessen) erinnert sein, aber auch an den Herzogstuhl von Zollfeld in Kärnten, der allerdings sehr früh anzusetzen ist. Beide sind aus Steinblöcken gebildet. Das in Kaichen besteht aus einem Geviert, das, aus Steinpfosten zusammengesetzt, von geringer Ausdehnung einen Steinsockel als Tischfuß und eine Steinplatte von einiger Stärke darauf gelegt, in der Mitte besitzt, auf der einen Seite jedoch den Richtersitz, und zwar eine steinerne Plinthe, d. h. eine Säulenfußplatte. Der Herzogstuhl hat sogar steinerne Armlehnen, die Plinthe ist jedoch ohne alle Stütze. Beide haben gemeinsam, daß als Sitz des Richters (oder Herzogs) Architektur-Reste verwendet wurden. Bei einer ersten Erwähnung von 1293 darf das Kaichener Beispiel gleichwohl zum Vergleich herangezogen werden, es gibt Anhaltspunkte zur Einschätzung, denn Steinreste von Ruinen waren in der Haid zwar nicht vorhanden, die Gesteinsformen aber könnten durchaus gelten.

Zu erwähnen ist ferner, daß auch das den Gerichtsbezirk umgebende Gelände dem Gerichtsbetrieb diente, wovon hier auf dem Bilde freilich nichts zu sehen ist. Und zwar stellte es den Raum zur Verfügung, der es am Rande des Geschehens den Zuschauern ermöglichte, über den Zaun hinweg an den Verhandlungen teilnehmen zu können, zugleich auch den Bauern und Schöffen sich zu besprechen, auch Richter und Schöffen sich zusammensetzen, um Rechtsfragen zu erörtern; *uswendig dem ringe*, wie GRUBE vom Rottweiler Gericht sagt. Also: zur Urteilsfindung. Schließlich war dieser Raum nötig zum Abstellen von Pferd und Wagen der von weither kommenden Bauern. Der noch heute dort vorhandene Flurname «Roßstall», kurz hinter dem Richterstuhl, könnte auf dieses Abstellen hinweisen.

Als letzte Frage ist der Mallus zu erörtern. Zu dessen Deutung ist nochmals auf den Kupferstich zurückzugreifen. Er zeigt im Vordergrund sechs Gestalten (wohl in rekonstruierten Kostümen des 16. Jahrhunderts), unter denen ihre Funktionen verzeichnet sind. Von links nach rechts stehen dort

an Gerichtsbeteiligten: zwei *Missi Regii*, daneben der *Procurator Regni seu Advocatus Provinciae generalis*, alle drei mit ihren Schwertern. In der Mitte steht der Gaugraf, der als *Grafio seu Comes Provincialis* bezeichnet wird, mit Schwert. Zuletzt stehen rechts: ein *Scabinus* und der *Sculdhaizo*, *Scultetus*, beide ohne Waffe.

Was uns hier beschäftigt, sind nicht diese Personen, sondern ihre Titel, und zwar sind es besonders zwei: der Graf und der Schulthaiß oder Schulze. Da wird der Gaugraf nicht mit *Comes*, wie es im Lateinischen heißt, bezeichnet, sondern als *Grafio*.

Deutlich ist hier der Vorgang der Übernahme lateinischer Wörter in die Amtssprache des Haidgerichtes, wenn bei dem Wort *Scultetus*, dem Schulzen, das da, als wohl übliche schwäbische *Sculdhaizo*, noch mit «d» und sogar mit «z» geschrieben wird. Dies führt zu der Erkenntnis, daß auch das Wort «Mallus» vom Lateinischen herkommt. Es ist abgewandelt und volksmäßig geworden. Man sieht: wie aus dem *lectionarium* ein *Lettner* wurde, so wurde aus *malus* das Wort *mallus*. Nun gibt es im Lateinischen nicht viele Wörter dieser Art: da ist *mallus* als Stadtnamen in Sizilien zu finden. Und *malleus* für den Hammer, den Schlegel; *malus* aber gleich: Mast, Pfosten, Mastbaum und Türpfosten (in Holz) und Eckständer, und dann: Mastbaum in Theater und Zirkus. Hierher wird der Mast zu rechnen sein, der im Zirkus Maximus in Rom die Seile trug, an denen die Tücher zum Schattenspenden für die Besucher verschoben werden konnten.

So könnte der volkstümlich Mallus geschriebene *malus* ein Pfosten sein, wie es sie im alten Deutschland einst am Wege stehend gab. Sollte das so sein, dann wäre das Rätsel gelöst: der Mallus ist das Haidbild, das am Wege zum Landgericht stand! Nur ist noch Entscheidendes zum Haidbild zu sagen: ein Haid-«Bild» ist nicht ein «Bild» im heutigen Sinne. Das gemalte Bild ist damals ein «Tafelbild» oder eine «Tafel». Ein «Bild» aber wird vom «Bild»-Hauer gearbeitet, ist ein Bildwerk! Und so ergibt es sich, daß der Mallus ein irgendwie bearbeiteter Baumstamm ist; er ist nicht ein Podium (!), «unter» dem Richtersitz, wie gedeutet wurde.

Um über die Möglichkeiten derartiger Pfostenbearbeitung Aufschluß zu geben, seien folgende Beispiele angedeutet: da gab es noch im Jahre 1930 auf der Kurischen Nehrung, einem abseitigen, noch alte Formen bewahrenden Landstreifen, auf Gräbern urförmige Pfähle, die mit dem schmaleren Ende in die Erde gesteckt waren, als ganz schlichtes Mal. Der einzige Schmuck (?) war der in die Rinde geschnittene Name des Toten. MIELKE zeigt im Jahre 1905 derartige Grabpfosten in verschiedener Aus-

Judas qui ⁊ Tadeus apl's



Aus der Weltchronik des HARTMANN SCHEDEL (Nürnberg) 1493. Die Holzschnitte stammen von DÜRERS Lehrern WO(H)LGEMUT und PLEYDENWURFF.

gestaltung des Kopfes. Wichtig ist es nun darauf hinzuweisen, daß KEINATH schrieb, auch Kreuze (hier unkirchlich verwendet) seien als Grenzzeichen am Rande der Städte aufgestellt worden, mit *rechtlichen Symbolen*, auch an Markungsgrenzen und Bannzäunen. Sie dienten als Zeichen der Gerichtsbarkeit. Und er setzt hinzu: dazu sind Flurnamen wie «Eiserne Hand» zu rechnen. Dieser Pfahl mit der Hand aber ist im Grunde nichts anderes als der noch im vorigen Jahrhundert bekannte Schwörstab, der vom Richter dem Schwörenden vorgehalten wurde; doch ist dieses Vorhalten nicht derselbe Anruf, wie ihn der Pfosten mit dem Symbol dem Vorübergehenden anbietet? Einen Stab mit erhobener Hand, im Sinne des Schwörstabes, hat Professor WERNER GRUNDMANN, dem ich auch die Angaben über Kaichen und Zollfeld verdanke, in Oberitalien gefunden, und zwar in der Stadt Edolo. Dort ist

diese Form in der soeben besprochenen Art, den Stab aber, wie ihn der Verkündigungengel trägt, mit einem Spruchband umwunden, am Fensterpfosten einer Kapelle zu sehen. Könnte der Mallus in der Haid nicht ähnlich zu denken sein?

Letztes Beispiel in dieser Reihe soll der Holzschnitt von PLEYDENWURF (oder WOHLGEMUTH) in HARTMANN SCHEDELS Weltchronik von 1493 sein. Der Teufel auf dem Pfahle dürfte etwa die letzte Stufe der Entwicklung dieser Symbolreihe darstellen, und in diesen Vorschlägen könnte der Mallus auch seine Verwirklichung gefunden haben!

Dies sind die Erkenntnisse der Erforschung der Objekte des Haidchachens, soweit diese heute möglich ist. Die drei Kennzeichen des Landgerichtes sind: als oberste Instanz der Landrichterstuhl, dazu die Reichsfahne; danach der Mallus, das von der Bauernrepublik erstellte Grenzzeichen, Symbol (?) geworden wie die «Eiserne Hand» oder gar wie die Justitia auf der Säule am Ausgang zum Rathaus in Görlitz vom Jahre 1591. Erst an dritter Stelle folgt die Kapelle, einem Privatentschluß entsprungen und dann im Bewußtsein der Bauern verloren gewesen. Sie haben bis in die Gegenwart die Gemüter der Forscher beschäftigt. Nach den obigen Erkenntnissen ist nun das Bild dieser Bauernrepublik in mancher Hinsicht deutlicher geworden, der Bauerngemeinde, von der TRIPPS schrieb, ihre Angehörigen seien in der sozialen Rangordnung über den Bürgern der Freien Reichsstadt Leutkirch eingeordnet gewesen.

Diese Reichsunmittelbarkeit war es auch, die HANS MULTSCHER die Aufnahme in die Freie Reichsstadt Ulm – ohne jede Auflage – ermöglichte. MULTSCHER, der Sohn des Waibels am Landgericht der «Freien Bauern in der Leutkircher Haid und der Pürß», ist übrigens nicht «in» Reichenhofen geboren, wie immer wieder zu lesen ist, sondern in der Freien Bauerngemeinde, auch wenn er selber schrieb: *nacionis de Reichenhofen*. Diese Gemeinde hatte keinen topographischen Namen und benützte daher weiterhin den von Reichenhofen (wo MULTSCHER, wie Pfarrer ABELE von dort vermutet, getauft wurde). Mit Stolz hat MULTSCHER die Herkunft aus diesem Dorfe vermerkt, das reichsfrei in einer Landschaft sich hielt, die noch viel Leibeigenschaft zu verzeichnen hatte. Als Freier ist er aus ihr hervorgegangen, stolz auf die Republik, deren Zeichen (Wappen besaßen damals die Dörfer nicht) vielleicht der Mallus war!

Ein wiederaufgefundenes Thesenblatt der Abtei Neresheim

Paulus Weissenberger

I

In meinen «Beiträgen zur Kunst- und Kulturgeschichte der Abtei Neresheim»¹ steht zu lesen: *Besondere Gelegenheit, kostbare Kupferstiche anfertigen zu lassen, boten vor allem die an den damaligen theologischen Klosterschulen öfters stattfindenden öffentlichen und feierlichen, philosophischen oder theologischen Disputationen*². Es heißt dann weiter: *Ein derartiger Kupferstich wurde für Neresheim im Jahr 1692 durch Meister BARTH. KILIAN in Augsburg hergestellt, in einer Auflage von 700 Stück gedruckt und den Äbten der (neuerrichteten) Augsburger Benediktinerkongregation gewidmet. Die Ausgaben vor die gestochene Theses und 700 Exemplare zu truckhen kamen auf rund 270 Gulden zu stehen.* Bei der Niederschrift dieser Zeilen lag mir kein Druck des Kupferstichs vor, sondern nur eine Notiz in den Abteirechnungen von Neresheim aus dem Jahr 1692, wobei von Verfertigung der Kupferstiche auf *Regalpapier* und für besondere Fälle auf *Atlas* die Rede ist. In den genannten Beiträgen ist aufgrund von heute im fürstlich THURN und TAXISSCHEN Zentralarchiv zu Regensburg liegenden Aufzeichnungen weiterhin zu lesen, daß auf dem Kupferstich des Jahres 1692 die Klosterpatrone, Gründer und Beschützer der Abtei dargestellt waren. Zum Dank für die Widmung der prächtigen Thesentafel stifteten die Äbte der Augsburger Benediktinerkongregation dem Abt SIMPERT NIGGL von Neresheim einen wertvollen Becher in erhebener Arbeit.

Das Jahr 1692 war für Neresheim ein Jahr großer Ausgaben für die Verschönerung bzw. Barockisierung der romanischen Klosterkirche, sollte doch im Jahr 1695 das 600jährige Bestehen der Abtei in festlichster Weise begangen werden³. Anlaß zur Herstellung der großen Thesentafel von 1692 bot aber nicht das kommende Klosterjubiläum, sondern die durch den Bischof von Augsburg ALEXANDER SIGISMUND (1690–1737) im Jahr 1692 vollzogene Errichtung einer eigenen Kongregation, d. h. den Zusammenschluß der Benediktinerabteien der Diözese, soweit sie außerhalb des Herzogtums Bayern lagen, zur niederschwäbischen oder Augsburger Benediktinerkongregation vom hl. Geist, an deren Zustandekommen Abt SIMPERT gewisse Verdienste hatte. Zur Wahl des ersten Präsidiums der neuen Benediktinerkongregation lud er die Äbte jener Klöster, die sich zur neuen Kongregation zusammengeschlossen

hatten, in seine Abtei ein. Gleichzeitig nahm er die festliche Gelegenheit wahr, in Gegenwart der Äbte und anderer Geistlichen eine feierliche Disputation abhalten zu lassen und aus diesem Anlaß einen schönen Kupferstich zu überreichen.

Nach Akten der Augsburger Benediktinerkongregation fand diese Äbtezusammenkunft in Neresheim am 14. September 1692 statt. Sie verband die Wahl des ersten Präses und zweier Visitatoren mit der Beratung und Annahme der vom Bischof projektierten Kongregationsstatuten. Da auf der gedruckten Thesentafel der Monat Juni für die festliche Disputation vorgesehen, ein genauer Tag aber nicht angegeben ist, scheinen äußere Verhältnisse die Verlegung der Disputation (samt Präseswahl) herbeigeführt zu haben.

Abt SIMPERT NIGGL ließ auch im Jubiläumsjahr 1695 eine hochfestliche, diesmal aber rein theologische Disputation in seiner Abtei abhalten. Dabei ist in den in Regensburg verwahrten Neresheimer Klosterakten von einer prächtigen Thesentafel (*pulchro in emblemate*) die Rede, auf der ein mächtiger Baum (*arbor gloriosa*) zu sehen war, in dem die lange und ruhmreiche Geschichte des Klosters (in Bildern, Namen oder Daten) eingezeichnet war, wobei auf die Stifterfamilie, die verschiedenen päpstlichen Bullen und kaiserlichen Privilegien für die Abtei, auf die bisherigen 30 Äbte, auf die ULRICHQUELLE in Dehlingen sowie auf die großen Reliquien der Abtei hingewiesen wurde. Eine Abbildung dieses großen Jubiläumskupferstichs des Jahres 1695 ist mir bisher nicht bekannt geworden.

II

Auf einen Originalabzug des schönen Kupferstichs vom Jahre 1692 stieß ich in einem Antiquariatskatalog des Kunst- und Bücherantiquariats Venator KG in Köln, Auktion 39 vom 14.–16. Juni 1972. Hier wurde unter «Druckgraphik älterer Meister» auf n. 1772 hingewiesen: *Kilian Barthol. (Augsburg 1630–1690, richtiger: 1696). Großes Thesenblatt (Theses peripatheticae in montio (soll heißen: monasterio) Neresheimensi Ordinis S(ancti) B(enedicti) publice expositae mit Darstellung der Stifter des Klosters Neresheim, die ein Klostermodell tragen. Nach F. A. Rissi gestochen. 59 × 45 cm. Rand etwas scharf beschnitten. Aufgezogen, wenig altersfleckig; ein größeres Wurmlod. Schöner Druck des seltenen Blattes. 350,- DM.*

Da mir genannte Geldsumme nicht zur Verfügung und die Versteigerung bei Venator vor der Türe stand, mir aber die Kenntnis des Stiches im einzelnen sehr am Herzen lag, bat ich das Antiquariat um eine gute Fotokopie, die mir in einer Größe von 22 × 17 cm samt der Erlaubnis für eine wissenschaftliche Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurde. Nicht erfahren konnte ich allerdings bisher, woher bzw. aus welchen Vorbesitzers Händen der Kupferstich kam und in welche Hände er bei der Versteigerung überwechselte.

Das Neresheimer Thesenblatt von 1692 ist reich an Figuren wie an Inschriften. Beide sollen im folgenden näherhin beschrieben und erläutert, die lateinischen Texte auch in deutscher Sprache geboten werden, während von den 42 lateinischen Thesen nur einige als Muster der damaligen Unterrichtsmethode deutsch wiedergegeben werden. Dabei kann zugleich vermerkt werden, daß ähnliche philosophisch-scholastische Thesen um die gleiche Zeit auch an anderen kirchlichen Schulen verteidigt wurden⁴.

III

Der Bildinhalt unseres Neresheimer Thesenblattes vom Jahr 1692 zerfällt deutlich in drei Zonen, die aber aufeinander bezogen sind. Die oberste Bildzone weist drei Szenen auf.

Rechts oben, auf lichten Wolken als Hintergrund, d. h. im Licht der Verklärung des Himmels, sitzen oder stehen fünf Figuren:

In der Mitte MARIA thronend mit dem Kind auf dem Arm; rechts davon sitzend St. BENEDIKT zur Muttergottes gewandt, in Kulle oder Flocke (Mönchsgewand) mit Abtsstab, Regelbuch und geborstenem Trinkbecher (nach GREGOR d. Gr. soll ein Becher mit einem Gifttrank auf den Segen des Heiligen hin geborsten sein);

hinter ihm die Halbfigur seiner Schwester SCHOLASTIKA mit Äbtissinnenstab, Regelbuch und einer Taube (nach GREGOR d. Gr. sah BENEDIKT die Seele seiner Schwester bei ihrem Tode in Gestalt einer Taube zum Himmel fliegen);

zur Linken der Gottesmutter sitzt Bischof ULRICH von Augsburg in Pontifikalkleidung mit Mitra und Stab, vor sich ein Meßbuch mit einem darauf liegenden Fisch, den seine linke Hand berührt (St. ULRICH als Wasserpatron);

zwischen St. ULRICH und der Gottesmutter steht St. AFRA (2. Patronin der Diözese Augsburg wie des Klosters Neresheim) mit einer Krone auf dem Haupte (sie soll aus königlichem Geschlecht gestammt haben), die Marterpalme in der Rechten und mit dieser einen Baumstamm umfassend, zu

dessen Füßen ein Feuer brennt, in dem die Heilige um des christlichen Glaubens willen während der Christenverfolgung unter DIOKLETIAN in Augsburg den Martertod erlitt.

MARIA und das Jesuskind, ULRICH, AFRA und SCHOLASTIKA tragen einen Lichtschein (Mandorla) als Zeichen ihrer Heiligkeit um ihr Haupt, während über dem des hl. BENEDIKT, dessen Blick zur Gottesmutter gewendet ist und dessen Antlitz darum nur im Profil, nicht frontal sichtbar wird, eine ovale Lichtscheibe zu sehen ist.

Gegenüber dieser Sechsergruppe von Heiligengestalten kniet zwischen hellen und dunklen Wolkengebilden eine Mönchsgestalt in Kulle, den Abtsstab samt Mäntelchen in der Rechten, Antlitz und Augen zur Gottesmutter mit Kind gerichtet (die auf den jugendlichen Mönch schauen), in der Linken einen Palmzweig haltend, das Haupt von einem Lichtkranz umgeben, während ein beflügeltes Engelchen (Putto) über seinem Haupt schwebend einen Lorbeerkranz hält und zu seinen Füßen hinter seinem Rücken ein weiterer beflügelter Putto ein flatterndes Schriftband trägt, darauf die Worte: *S. Ernestus Martyr* (hl. Martyrer ERNST). Zwischen dem oberen und dem unteren Putto erscheint im Hintergrund das Wappen der Herren von Kyburg (zu seiten eines schräglinken Balkens je ein schreitender Löwe) bzw. das der Herren von Dillingen (ursprünglich das eben genannte Wappen, später je zwei schreitende Löwen zu seiten eines schrägrechten Balkens).

Unterhalb der hl. ULRICH und AFRA, die als Kirchen- und Klosterpatrone der Abtei Neresheim von Anfang an galten, und zwischen den Gestalten der Gottesmutter und des hl. Martyrerabtes ERNST, des sagenhaften ersten Abtes von Neresheim, halten zwei schwebende, beflügelte Putten ein aufgerolltes Bild. Es stellt das Martyrium des hl. ERNST dar: seine Eingeweide sollen beim ersten Kreuzzug (1096–99) von Mohammedanern mittels einer Holzwinde aus dem Leibe gerissen worden sein. Es sind deswegen links sechs glaubensfeindliche Osmanen mit der ihnen eigenen Kopfbedeckung (sog. Türkenbund) zu sehen, in der Mitte die von einem Mohammedaner betriebene Winde, rechts daneben der am Boden im Ordensgewand liegende Abt ERNST, dem gerade die Gedärme aus dem Leib gedreht werden; über der Gestalt des Martyrers ein Putto mit Lorbeerkranz und Siegespalme schwebend. Über der ganzen Bildszene ist folgende lateinische Inschrift zu lesen:

«*S. Ernestus ex illustri Dilligensium et Kyburgen-sium Comitum/prosapia ortus, post secundam fundationem a germano fratre suo Hartman/no factam*

primus Neresheimensis Abbas, in ingenti illa Christianorum/expeditione contra Mahumetanos edita ab Urbano II. Bulla cruciate/Corozaminae in terra sancta extractis visceribus/Martyr occubuit 1096».

Zu deutsch: *Der hl. ERNST, aus dem edlen Geschlecht der Grafen von Dillingen und Kyburg (bei Winterthur), nach der von seinem leiblichen Bruder HARTMANN erfolgten zweiten Gründung 1. Abt von Neresheim, starb als Martyrer bei jenem gewaltigen Unternehmen der Christen gegen die Mohammedaner, zu dem die Kreuzzugsbulle des (Papstes) URBAN II. aufgerufen hatte, indem ihm im Jahre 1096 zu Corozain im Hl. Lande die Gedärme (aus dem Leibe) gerissen wurden.*

Dieser Marterbericht fußt auf der jahrhundertealten Tradition des Klosters Neresheim, die aber nach der historischen Forschung nicht stichhaltig ist. Graf HARTMANN von Dillingen besaß keinen leiblichen Bruder ERNST. Weder nach den Berichten der Chroniken von Petershausen und Zwiefalten, die die Gründung der Abtei Neresheim genau schildern, noch nach den ältesten Mönchslisten der Frühzeit von Neresheim⁵, gab es in Neresheim einen Abt ERNST als Gründerabt, noch auch in späterer Zeit. Es besteht unverkennbar eine Verwechslung oder eine Herübernahme des gleichnamigen, historisch bezeugten Abtes ERNST von Zwiefalten, der auf einem Kreuzzug sein Leben (als Martyrer) verlor⁶ und wohl erst seit dem 14. Jahrhundert in die Gründungsgeschichte der Abtei Neresheim übernommen wurde. Zeitgeschichtlich für das 17./18. Jahrhundert gesichert ist aber die auf unserem Stich erscheinende Mönchs- und Nonnenkleidung, welche die drei Gestalten BENEDIKT, ERNST und SCHOLASTIKA tragen, ebenso die Kranztonsur der beiden hl. Mönche. Sie finden sich auch auf anderen, etwas späteren Ölgemälden (*Abts-galerie*) im Besitz der Abtei Neresheim.

IV

Das Mittelstück der Gesamtkomposition der Neresheimer Thesentafel vom Jahr 1692 ist wiederum dreiteilig.

Rechts umstehen drei imposante Gestalten ein Kirchen- und Klostermodell, das sie mit je einer Hand halten. Alle drei stehen somit in Beziehung zu dieser Kirche und ihrem Kloster.

Die Gestalt zur Linken, mit dem Mönchsgewand der Kukulie angetan, eine Herzogskrone auf dem von leuchtendem Glorienschein umgebenen Haupt mit ausdrucksvollem Antlitz, mit der Rechten auf das Kirchenmodell weisend, wobei am Arm die einstige ritterliche Rüstung sichtbar wird, soll den sel-

Herzog TASSILO III. von Bayern darstellen. Er gilt als sagenhafter erster Gründer des Klosters Neresheim (777). Als solcher tritt er auch in mächtiger Barockplastik auf der von MELCHIOR PAULUS 1717 geschaffenen Decke des Kapitelsaales der Abtei Neresheim, auf der um die gleiche Zeit von M. PAULUS in Stuck ausgeführten großen Stuckplastik mit der sagenhaften unter KARL dem Großen stattgefundenen ersten Gründung der Abtei im Kreuzgang an der Wand neben dem Kapitelsaal, sowie 1784 an der Rückwand eines von THOMAS SCHAIDHAUF gestalteten Faldistoriums in der Neresheimer Abteikirche auf.

Dem herzoglichen Mönch TASSILO gegenüber steht auf unserem Thesenblatt der eigentliche (nach der alten Klostertradition zweite) Gründer des Klosters Neresheim, Graf HARTMANN von Dillingen, in prachtvoll-ritterlicher Gestaltung (Grafenmantel, Spitzentunika, federngeschmückter Helm, Panzerrüstung und Schwert), ferner ihm zur Rechten hinter dem Klostermodell seine Gemahlin ADELHEID aus dem Hause Kyburg in Kleidung einer vornehmen Matrone mit Perlenschmuck am Hals und im Kopfhair über der Stirne, während die linke Hand auf der Brust ruht.

Das von den drei Gestalten: TASSILO, HARTMANN und ADELHEID mit je einer Hand gehaltene Kirchen- und Klostermodell weist links die Fassade einer Kirche auf (Portal, darüber drei Fenster über Eck) mit einem von einem Doppelkreuz überhöhten Dreiecksgiebel; daneben einen achteckigen, dreistöckigen Turm mit Zwiebelkuppel samt Kreuzabschluß, hohen Schallöffnungen und Uhrblättern.

Die Mitte des Modells zeigt einen langgestreckten, zweistöckigen Bau, das eigentliche Kloster, mit je neun Fenstern (wobei die oberen bedeutend höher als die unteren sind), das Dach in der Mitte überragt von einem viereckigen Kamin.

Den rechten Teil des Modells bilden zwei achteckige Turmvorbauten auf hohen Sockeln mit Zwiebelkuppeln. Zwischen den Türmen wird im Hintergrund die Fassade eines weiteren (südlichen?) Klosterbauflügels sichtbar. Dieser ganze, von Türmen bewehrte Bau will nichts anderes darstellen als das heutige sog. Prälaturgebäude, das den Mönchsbau mit den Ökonomiebauten verbindet.

An der äußersten rechten Ecke des Klostermodells ist noch ein Rundturm mit hohem spitzem Helmdach samt einigen Fenstern, darunter ein querovaleres sog. Ochsenauge im unteren Teil des Baues, zu sehen. Dieser Rundturm will wohl auf die Befestigung des Klosters bzw. die noch bis ins 18. Jahrhundert ringsum mit Türmen bewehrte Klostermauern verweisen.

Links von den drei Gründern der Abtei Neresheim samt ihrem Klostermodell sitzt auf einem etwas in den Vordergrund geschobenen Faldistorium (Klappstuhl) mit hoher, von Engelsköpfen verzierten Rückenlehne die Gestalt eines Papstes. Sie trägt einen Rauchmantel (Pluviale) mit kostbarer Schließe, darunter um den Hals ein Band mit Kreuz, auf dem Haupt die dreifache Papstkrone oder Tiara. Mit der Linken weist die Papstgestalt auf das Klostermodell; in der Rechten, die das Papstkreuz mit Doppelbalken umfängt, trägt sie gleichzeitig eine offene Urkunde oder Bulle, an der zwei Siegel herabhängen. Unter der Pontifikalkleidung (mit Spitzen an den Ärmeln des sonst nicht sichtbaren Chorrock) trägt die Gestalt das Gewand der Kukulie, womit sie als Benediktinermönch charakterisiert wird. Die Aufschrift der Bulle lautet (in deutscher Übertragung):

Der selige Papst URBAN II. anerkennt die Gründung zu Neresheim und stattet sie mit einer Bulle und apostolischen (päpstlichen) Privilegien aus im Jahre 1095.

URBAN II., der erste Kreuzzugspapst, war Mönch und Großprior zu Cluny († 29. Juli 1099) und gilt als Seliger der Katholischen Kirche. Er hat als erster unter einer Reihe von Päpsten die geistliche Stiftung in Neresheim bestätigt und mit einer päpstlichen Bulle ausgestattet. Sie hat zwei Besonderheiten, die mit manchen Fragen verbunden sind. Ein genaues Datum für diese Bulle wissen wir nicht. Sie wird gewöhnlich in die Jahre 1095–1099 gesetzt⁷. Warum fehlt ein genaues Datum? Die meisten Urkunden des gleichen Papstes aus den gleichen Jahren für schwäbische Klöster sind hingegen genau datiert. Die zweite Schwierigkeit: von einer eigentlichen Klostergründung ist darin nicht die Rede (die Worte *monasterium*, *abbatia*, *abbas*, *regula* kommen nicht vor), wohl aber von einer geistlichen Stiftung, vielleicht ursprünglich nur in Form eines Priesterhospizes mit öffentlicher Gebets- und Meßverpflichtung. Ob man von Chorherren im späteren Sinn reden darf, möchte ich bezweifeln.

Neben der Stiftergruppe mit dem Klostermodell und dem Papst, der ihre geistliche Stiftung erstmals bestätigte – von einer päpstlichen Bestätigung einer TASSILONISCHEN Klostergründung ist nie und nirgends die Rede – sind im mittleren Teil der Bildkomposition der Neresheimer Thesentafel vom Jahr 1692 noch zwei beflügelte, stehende Putten zu sehen, die drei Inschrift- bzw. Wappentafeln sowie ein Schriftband halten oder darauf mit einem Finger verweisen.

Links von Papst URBAN II. hält der Putto eine große, hochrechteckige Inschrifttafel, auf deren Text

er mit der linken Hand hinweist. Die Inschrift enthält die Widmung des Thesenblattes an die Äbte der neuerstandenen Benediktinerkongregation vom hl. Geist, in der die meisten (sieben) Abteien der Diözese Augsburg zusammengeschlossen waren, durch den Abt bzw. die Mönche von Neresheim. Sie lautet in deutscher Sprache:

Hochwürdigste, hochverehrte Herren Äbte, hochachtbare Herren! Seht, hier liegt der Ring bereit, in dem wir das Bild Eurer Würden zum Leuchten bringen! Eine gute Tat fürwahr! Denn indem wir den Ring der Augsburger Benediktinerkongregation unter dem Schutz des hl. Geistes, die von Euch jüngst errichtet wurde, überreichen, erinnern wir gleichzeitig an jenes eine und große Prinzip, aus dem alles hervorging, das aus dem einen Menschen das ganze Menschengeschlecht hervorgehen ließ. Er will gleichzeitig daran erinnern, wie angenehm ihm die Einheit in der Vielheit ist. Dieses Mysterium der göttlichen Einheit hat unser Gesetzgeber Sankt BENEDIKT tief begriffen, indem er es seinen Mönchen als Band empfahl, wohl wissend, daß gesammelte Kraft um so stärker ist und unter einer vereinigenden Kraft auch die kleinsten Dinge (an Wert) zunehmen. So angeleitet und belehrt haben wir uns den Englischen Lehrer (St. THOMAS) als gemeinsamen großen Lehrmeister gegeben, der von zarter Kindheit an den Anfang der Weisheit und des Wissens, d. h. die Furcht Gottes, an der benediktinischen Quelle zu Montecassino getrunken hat, aus dessen (Werk) wir gegenwärtige philosophische Fragen ausgewählt und für Euch zu einem Ring vereinigt darbieten wollten. Euer Herz möge sich darum freuen, hochwürdigste und hochverehrte, hier zusammengekommene Äbte! Wenn wir aber, die wir Glieder Eurer Ordensgemeinschaft sind, diese heilige Gemeinschaft, die Ihr im Geiste fördert, auch in den Wissenschaften nachzuahmen suchen, dürfte es uns erlaubt sein, diesen benediktinisch-thomistischen Ring Euren geheiligten Händen anzustecken, auf daß er etwas teilhabe am Glanz der Edelsteine Eurer Tugenden wie Eurer Wissenschaft.

Zwischen der sitzenden Gestalt des Papstes URBAN II. und der stehenden des Grafen HARTMANN, aber unterhalb des Klostermodells, steht ein weiterer, leichtbekleideter, beflügelter Putto. Mit der Rechten hält er eine Tafel mit Wappen samt Aufschrift darunter, mit der Linken ein quer über den Schoß der beiden Stiftergestalten HARTMANN und ADELHEID hinflatterndes Schriftband.

Die Wappentafel steht unmittelbar vor der Gestalt des sagenhaften ersten Stifters des Klosters Neresheim, Herzog TASSILO, und bezieht sich samt der Inschrift auf ihn. Das Wappen in einer Rollwerk-

kartusche ist von der Herzogskrone bekrönt; es ist geviertet; Feld 1 und 4 zeigen die weißblauen bayrischen Rauten, Feld 2 und 3 je einen rechts bzw. links steigenden Löwen. Die Legende unter dem Wappen lautet (in deutscher Übersetzung): *Der selige TASSILO, Benediktiner, aus dem Geschlecht der Herzöge von Bayern, schenkte neben anderen Klöstern, die er für Männer und Jungfrauen erbaute, auch diesem zu Neresheim das erste Legat für eine Gründung im Jahre 777.*

Mit dieser Inschrift wird auf die im Kloster Neresheim seit dem 14. Jahrhundert nachweisbare Tradition zurückgegriffen, wonach Herzog TASSILO III. von Bayern neben seinen anderen Klosterstiftungen auch für Neresheim als Stifter in Betracht kommt, was zwar in historischer Sicht jeglicher greifbaren Unterlage entbehrt, künstlerisch aber in der Abtei Neresheim wiederholt zum Ausdruck kam, so im Kapitelsaal, an einer Faldistoriumrückwand der Abteikirche und auf einem Fresko von MARTIN KNOLLER in der Abteikirche, Mittelkuppel (1773). Für welche Klöster Herzog TASSILO als wirklicher oder vermeintlicher Gründer in Frage kommt, darüber sind noch heute die Meinungen nicht einheitlich⁸. Das Schriftband, das der unter dem Klostermodell stehende Putto in seiner Hand hält, stellt mit seinem Text die innere Verbindung zwischen dem sagenhaften Stifter TASSILO und dem wirklichen, Graf HARTMANN, her. Es enthält die drei Worte: *His lapsa resurgunt*, was besagen will: durch diese beiden Gestalten, HARTMANN und ADELHEID, erstand das untergegangene (*lapsa*) von TASSILO gegründete Kloster (zu Neresheim) zu neuem Leben.

Zu Füßen des Grafen HARTMANN und seiner Gemahlin ADELHEID findet sich in einer, von der rechten Hand des Grafen gehaltenen, auf dem Boden stehenden Rollwerkkartusche das Doppelwappen Dillingen-Kyburg, wie es ähnlich auch auf Superlibros der alten Bibliothek der Abtei Neresheim aus dem 16. Jahrhundert erscheint. Je zwei Wappen der beiden Adelshäuser Dillingen und Kyburg sind in der Weise zu einem einzigen Wappenbild vereinigt, daß die vier Schrägbalken der vier Einzelwappen sich wie ein Andreaskreuz ausnehmen, das über dem ganzen Wappenschild liegt. Feld 1 und 4 weisen das Wappen der Grafen von Dillingen, Feld 2 und 3 das der Herren von Kyburg auf. (Dillingen: je zwei schreitende Löwen beiderseits eines rechten Schrägbalkens; Helmzier: Schere und Besen, ursprünglich ein mit einer Schere belegter Pfauenwedel. Kyburg: je ein schreitender Löwe zu seiten eines linken Schrägbalkens; Helmzier: ein halber aufrechter Löwe mit 5 Knoten oder Quasten an der Rückseite.

Helmdecke für beide: ein reiches Laubgewinde zu beiden Seiten des Wappens.)

Über Wappenschild und Helmzier weist ein halb-kreisförmig gestaltetes, die Rollwerkkartusche nach oben abschließendes, dreizeiliges Schriftband folgenden Text auf (in deutscher Übersetzung): HARTMANN, Graf von Dillingen und Kyburg mit seiner Gemahlin ADELHEID, zweiter Stifter des Klosters Neresheim 1095.

Mit diesen Worten ist der eigentliche Beginn der Geschichte der Benediktinerabtei bzw. der geistlichen Stiftung zu Neresheim gekennzeichnet.

V

Die vier Großfiguren: Papst, Herzog, Graf und Gräfin samt den beiden zusätzlichen Putten, stehen bzw. sitzen auf erhöhtem Podest, auf dem sich zu Füßen und hinter dem Rücken des auf Wolken knienden Abtes ERNST Bauteile eines hohen Gebäudes (hoher Sockel, Wand und reich profilierter Pilasterabschluß) erkennen lassen. Vor dem Podest sind drei Rundtafeln mit reichen Inschriften angebracht. Die beiden äußeren tragen je einen Lorbeerkranz als Umrahmung. Die mittlere Tafel wird links von einem Löwen, rechts von einem beflügelten Greifvogel gehalten. Die Umrahmung bildet ein Ring mit den Wappen der Äbte der neuen Augsburger Benediktinerkongregation. Diese Äbtewappen sind jeweils durch ein darüber angebrachtes Schriftband örtlich festgelegt und gekennzeichnet sowie mit Mitra und Stab bekrönt.

Die obere Mitte des Siegelrings schmückt das Wappen der neuen Kongregation: in der Mitte zwischen zwei Palmzweigen das aufgeschlagene Regelbuch mit der Inschrift: *Auscul'ta/o fili praecepta* (höre, Sohn, auf die Vorschriften = Eingangsworte der Mönchsregel), darüber die Heilig-Geist-Taube, mit ausgebreiteten Schwingen nach unten schwebend. Dem Kongregationswappen folgen von links nach rechts im Kreise die Wappen der damals regierenden Äbte aus folgenden Klöstern: 1. Füssen, Abt BENEDIKT BAUER (1661–1696); 2. Ottobeuren, Abt GORDIAN SCHERRICH (1688–1710); 3. Mönchsdegingen, Abt ANSELM FENDT (1675–1700); 4. Heilig Kreuz in Donauwörth, Abt AMANDUS RÖLS (1691 bis 1748); 5. Fultenbach, Abt BONIFAZ DANIEL (1683 bis 1700); 6. Neresheim, Abt SIMPERT NIGGL (1682 bis 1706, † 1711); 7. Elchingen bei Ulm, Abt MEINRAD HUMMEL (1685–1706). Das Reichsstift St. Ulrich und Afra in Augsburg selbst hatte sich der neuen Benediktinerkongregation nicht angeschlossen. Oberhalb des Ringes flattert zwischen den beiden ihn haltenden Tieren das Schriftband: *Perfectam*



fert unio formam (die Vereinigung weist eine vollkommene Form auf), womit wohl die Vollkommenheit der Kreisgestalt gemeint ist. Die Aufschrift in der vom Ring umschlossenen

Rundtafel lautet zu deutsch: Ring der Philosophie, den hochwürdigsten Herren Äbten, BENEDIKT, Abt des hochberühmten und uralten Klosters zum hl. Magnus in Füssen, Präses der Augsburger Benedik-

*tinerkongregation unter dem Titel des Hl. Geistes, MEINRAD, dem Abt des Reichsstifts Elchingen, Visi-
tator der genannten Kongregation, sowie allen übrigen,
uns wohlgesinnten hochwürdigsten Herren Prä-
laten dieser Kongregation, geweiht und dargebracht
am (Datum ist im Druck nicht angegeben) Juni 1692
von den Mönchen in Neresheim.*

Zu Füßen der beiden, den Widmungsring mit In-
schrift haltenden Wappentieren sind als Zeichner
und Kupferstecher des ganzen Bildes der Thesen-
tafel genannt:

links: F(rater) *Anton Rissi del* (ineavit) = Bruder
Anton Rissi machte die Zeichnung;

rechts: *Bartholomäus Kilian sculpsit* = B. Kilian
(Augsburg) hat sie gestochen.

Betreffs des erstgenannten Künstlers, des Laien-
bruders ANTON RISSI aus der Benediktinerabtei Et-
tenheimmünster in Baden, sei zur Orientierung auf
sein signiertes, noch heute an Ort und Stelle erhal-
tenes St. WENDELINUSaltarblatt in der einstigen Be-
nediktinerabteikirche zu Mönchsdeggingen im Ries
verwiesen sowie auf eine Reihe weiterer Arbeiten,
die ich ihm bisher nachweisen konnte⁹. Er starb
1696 in der Abtei Fuldenbach. Auf den bedeutenden
und längst bekannten Kupferstecher BARTHOLOMÄUS
KILIAN in Augsburg hier näher einzugehen, erübrigt
sich¹⁰.

Die beiden seitlichen von Lorbeer umkränzten run-
den Schrifttafeln sind mit einer Reihe von lateini-
schen Thesen oder philosophischen Sätzen beschrif-
tet, die anlässlich der Gründung der Kongregation,
des Druckes unseres Thesenblattes und seiner Über-
reichung an die erschienenen Gäste in der Abtei
Neresheim gelegentlich der philosophischen Dispu-
tation verteidigt wurden.

Der Text der linken Rundtafel bringt zuerst einen
Hinweis darauf, wann, unter wessen Leitung und
durch wen die angeschlossenen Thesen verteidigt
wurden. Der entsprechende Text lautet (in deutscher
Übersetzung): *Peripathetische Sätze, die im weit-
berühmten und uralten Kloster des hl. BENEDIKT zu
Neresheim zur öffentlichen Verteidigung dargebo-
ten wurden, und zwar im Jahr 1692, am . . . Juni.
Leiter (der Disputation) war P. ROMAN KIENLE,
Mönch des genannten Klosters und ordentlicher Pro-
fessor der Philosophie daselbst. Verteidiger der
Thesen) waren die hochwürdigen Fratres (Diakone)
EDMUND LUTZ aus dem Reichsstift Elchingen, CÖLE-
STIN BRENNER und AMANDUS FISCHER, Professoren
des Klosters Neresheim und Herr MICHAEL BRENNER
aus (der Stadt) Neresheim (Student der Theologie
in Dillingen). Zu den vorgenannten Mönchsamen*

sei nur vermerkt, daß AMANDUS FISCHER in den
Jahren 1710–29 Abt des Klosters Neresheim war
und als solcher zur Ausstattung seiner Abtei Künst-
ler wie DOMINIKUS ZIMMERMANN, MELCHIOR PAU-
LUS, HANS SCHMUTZER (?) oder HANS JÖRG BRIX
u. a. berief. P. ROMAN KIENLE aus Augsburg (1654
bis 1713) versah über neun Jahre die Pfarreien
Großkuchen und Auernheim und lehrte Philosophie
wie Theologie in den Klöstern Neresheim, Fulden-
bach, Irsee und Roggenburg (Prämonstratenser).
Über die anderen Mönche war nichts Näheres fest-
zustellen.

Auf diesen Bericht über die geplante Zeit und
Hauptfiguren der wissenschaftlichen Veranstaltung,
wobei wiederum der Tag der Disputation nicht ein-
getragen ist, folgen insgesamt 42 Thesen, die je-
weils vom Leiter der Disputation vorgetragen, von
den anwesenden Gästen in irgendeiner Hinsicht an-
gefochten und von den genannten Jungprofessen
bzw. Weltgeistlichen zu verteidigen waren. Die Na-
men der anwesenden Äbte sind uns nicht genannt,
da sie beim Druck der Thesentafel noch unbekannt
waren und diese Angabe auch sonst meist nicht üb-
lich war. Von den philosophischen Sätzen betrafen
14 das Gebiet der Logik, 22 das der Physik oder
Naturphilosophie und 6 das der Metaphysik. Die
einzelnen Thesen sind auf die beiden äußeren Rund-
tafeln zu Füßen des Thesenbildes verteilt, und zwar
die aus der Logik auf der Linken, die aus der Phy-
sik und Metaphysik auf der rechten Seite.

Anmerkungen:

¹ Heft 1 der als Privatdruck (1945 gedruckt bei W. Spielber-
ger, Harburg, vergriffen) erschienenen Kleinschriftreihe
«Benediktinisches Mönchtum», S. 33.

² Auf eine lange Reihe solcher Disputationen im Geiste der
Spätscholastik habe ich in der Biographie über den Abt
MICHAEL DOBLER von Mönchsdeggingen (Studien und Mit-
teilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 75, 1963,
S. 429–435) und für das Prämonstratenserkloster Schussen-
ried (in: Ulm und Oberschwaben 38, 1967, S. 166–168) auf-
merksam machen können.

³ Vgl. meine «Baugeschichte der Abtei Neresheim», 1934,
S. 41 ff.

⁴ Vgl. W. M. BROD im Mainfränkischen Jahrbuch 24, 1972,
S. 101 ff., mit Tafel und Karte.

⁵ Vgl. P. VOLK in Studien und Mitteilungen 46, 1928, S. 293 ff.

⁶ Vgl. K. HOLZHERR, Geschichte der ehem. Benediktinerabtei
Zwiefalten, 1887, S. 37 f.

⁷ Württ. Urkundenbuch, Band 1, Nr. 246.

⁸ Vgl. R. BAUERREISS, Kirchengeschichte Bayerns, Band 1²,
1958, S. 95 f. und Lex. für Theologie und Kirche IX,
Sp. 1304.

⁹ Vgl. meine «Baugeschichte . . .», Künstlerregister unter
Kistri.

¹⁰ Vgl. A. HÄMMERLE, Augsburger Künstlerfamilie KILIAN,
1922.

Der jüdische Friedhof von Buttenhausen Adolf Rieth Geschichte und Instandsetzung

Als Freiherr PHILIPP FRIEDRICH VON LIEBENSTEIN im Jahre 1787 in dem reichsritterschaftlichen Dorf Buttenhausen an der Lauter 25 jüdische Familien ansiedelte, leiteten ihn dabei weniger humane als finanzielle Gesichtspunkte. Das kleine Albdörfchen mit seinen rund 200 Einwohnern war arm und warf nicht viel für die Herrschaft ab. Von der Ansiedlung sogenannter «Schutzjuden» erhoffte sich der Liebensteiner eine wesentliche wirtschaftliche Belebung. Um dies zu erreichen, räumte er den jüdischen Neusiedlern eine Reihe von Vorteilen ein: sie erhielten kostenlos Platz zum Häuserbau, vor allem jenseits des Fließchens am kälteren, nach Norden exponierten Talhang, und sie sollten frei von Frondiensten sein. Sogar eine Wirtschaft «Zum König David» durften sie eröffnen, deren Betreten aber Christen zunächst verboten war. Jede jüdische Familie hatte pro Jahr ein Schutzgeld in Höhe von 12 Gulden an den Grundherrn zu entrichten, und mit der Zeit wurden die Juden zu den wichtigsten Steuerzahlern der Gemeinde. In ihrer Religionsausübung hatten sie volle Freiheit: sie durften schon 1795 eine Synagoge erbauen und ihre Toten nach eigenem Ritual bestatten. Die Herrschaft überließ ihnen außerdem am Hang über dem jüdischen Wohnquartier (Abb. 1) einen Begräbnisplatz von der Größe eines halben Morgens, für den sie jährlich nur 6 Gulden Pacht zu entrichten hatten. Dafür mußten sie für die Beerdigung einer verheirateten Person 2 Gulden, für eine *unverheiratete Leiche* einen Gulden an die herrschaftliche Kasse abführen (die meisten dieser Beschränkungen fielen vom Jahre 1805 ab wieder weg, als Buttenhausen württembergisch geworden war).

Die Anlage des Friedhofs gehörte neben dem Bau von Wohnungen zu einer der dringlichsten Aufgaben der jungen jüdischen Gemeinde. Das von der Herrschaft zur Verfügung gestellte Land war wie überall hier felsig und zur Anlage von Gräbern nicht günstig, aber nicht ungünstiger als der Grund des an der gegenüberliegenden Talseite liegenden christlichen Friedhofs. 150 Jahre begruben die Buttenhauser Juden hier ihre Toten, und sie würden es heute noch tun, wenn die Nazis mit ihren unmenschlichen Eingriffen diese Entwicklung nicht jäh abgebrochen hätten. Mit dem Anwachsen der jüdischen Gemeinde – sie betrug im Jahre 1870 schon über die Hälfte der Gesamtbevölkerung – mußte auch der Friedhof vergrößert werden (diese Vergrößerung war auch angesichts der jüdischen Glaubens-

vorstellungen, die das Entfernen und das erneute Belegen eines Grabes verbieten, notwendig geworden). Die letzten Begräbnisse wurden hier im Jahre 1943 vorgenommen. Ihre Grabzeichen sind einfache, weiß gestrichene Holzbretter, auf welche der Name des Toten aufgemalt ist (in diesen Gräbern liegen ausschließlich alte Frauen und alte Männer, deren Abtransport den Nazis wohl nicht «lohnend» erschien).

Da die Nazis das «Geschäftemachen» mit Juden bei Strafe verboten hatten, wagte kein Bildhauer mehr einen Stein für einen israelitischen Mitbürger herzustellen. Nur ein einheimischer Schreiner und ein Maler haben sich ihrer erbarmt (Reste solcher Totenbretter sind noch rechtzeitig für eine Gedenkstätte geborgen worden).

Was aber sollte mit dem Friedhof selbst geschehen, der nicht mehr weiter benutzt wurde und zu einem Stück Geschichte geworden war? Von den wenigen Juden, die das Inferno des Konzentrationslagers Theresienstadt überstanden hatten, kam niemand mehr nach Buttenhausen zurück. An die Tatsache, daß es hier einmal eine größere jüdische Gemeinde gegeben hatte, erinnerten noch ein paar Häuser, darunter das frühere Rabbinat und (nur wenigen bekannt) das Haus der früheren BERNHEIMERSchen Realschule, heute das Bürgermeisteramt. Die Synagoge war im November 1938 niedergebrannt worden. Die stärksten und zugleich die persönlichsten Erinnerungen – Generationen von Einzelschicksalen – verkörperte der Friedhof, dem zwar in den Nachkriegsjahren die Gemeinde gärtnerische Pflege angedeihen ließ, die aber gegen die allgemeine Verwilderung nur schwer aufkam (Abb. 2). So kam es, daß sich der Verfasser anfangs der 60er Jahre als Leiter des Tübinger Amtes für Denkmalpflege zusammen mit der Abt. Sozial im Regierungspräsidium für den Plan einsetzte, den Friedhof zu einem religiösen Kulturdenkmal zu machen. Dazu bedurfte es vor allem eines bewährten Gartenarchitekten, der in dem Tübinger HANS KOCH bald gefunden war. Seine Aufgabe bestand zunächst darin, den Bestand des Friedhofs aufzunehmen. Unser Plan sah vor, den Friedhof gärtnerisch in eine vertretbare Ordnung zu bringen, die sich auf eine Lichtung des Baumbestandes und die Rodung von wucherndem Gestrüpp beschränken sollte. Dann war der Rasen neu einzusäen. Schließlich sollte ein Treppenweg so durch den Friedhof hinaufgeführt werden, daß dabei kein Grabstein berührt wurde. Das war die



Abb. 1 Blick vom jüdischen Friedhof auf das Dorf Buttenhausen. Die hellen, zum Teil zerbrochenen Steine bezeichnen die ältesten Gräber um 1800 (Foto Hell).

wesentlichste Bedingung der israelitischen Kultusgemeinde: keinen Grabstein zu versetzen. Doch erklärte sie sich mit der Entfernung der plumpen Grabeinfassungen einverstanden – sie wurden als Treppenstufen verwendet – und ebenso damit, daß alle Steine an Ort und Stelle neu fundamentiert wurden (Abb. 3). Die älteren (150) Grabmäler aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts mußten gereinigt und vor allem die stark von Verwitterung befallenen roten Sandsteine konserviert und gefestigt werden, eine Arbeit, die von der Fa. Bauchemie, Garmisch-Partenkirchen, ausgeführt wurde. Diese Arbeiten konnten einschließlich einer neuen Einfriedung mit einem Gesamtaufwand von rund 100 000 DM im

Herbst 1967 abgeschlossen werden. Die Finanzierung trug im wesentlichen das Land Baden-Württemberg sowie der Landkreis Münsingen, der sich mit einem kleineren Betrag beteiligte. Wenn einer hier für sein Engagement persönlich genannt werden muß, so ist es der damalige Bürgermeister von Buttenhausen, SCHWEIZER, der sich von Anfang an tätig in den Dienst dieser guten Sache gestellt hat. Pflege und Ausholung des Friedhofs haben eine Reihe interessanter Einzelheiten ans Licht gebracht: so fanden sich tief unter Gras und Moos versteckt die Trümmer umgestürzter Grabsteine aus der Zeit um 1800. Diese ältesten Steine aus einheimischem Juramaterial stehen im südöstlichen Quartier des

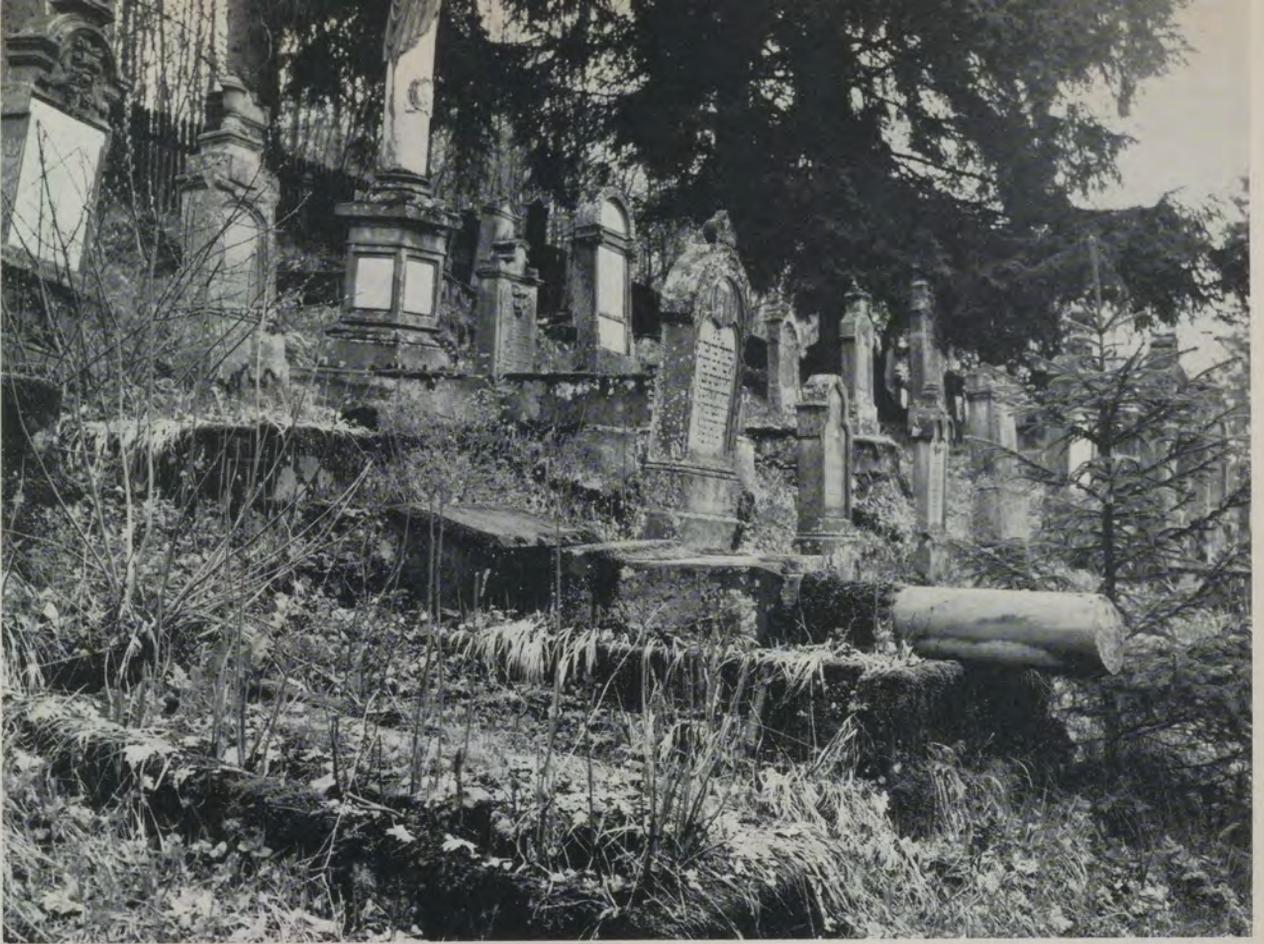


Abb. 2 Der Friedhof vor der Instandsetzung (Foto Holder).

Abb. 3 Der Friedhof nach der Instandsetzung.
Die Grabeinfassungen sind entfernt. Der Stein vorne links wurde von uns ausgegraben (Foto Hell).



Friedhofs. Ihre einfache, ornamentarme Ausführung ist zugleich ein Zeugnis für den schweren, wirtschaftlichen Neubeginn der ersten jüdischen Siedler hier im Lautertal. Wir wissen, aufgrund der Forschungen PAUL SAUERS, daß den Juden im Jahre 1808 in Buttenhausen nur 10 Häuser, knapp 40 Jahre später aber schon 46 Häuser (von insgesamt 100 Hausbauten des Dorfes) gehörten. Durch die Juden war Buttenhausen nun in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem *Mittelpunkt des Handels und Verkehrs* geworden. Dieser mit einem gewissen Wohlstand verbundene wirtschaftliche Aufschwung kommt auch in der qualitätvolleren Ausführung der Grabsteine sichtbar zum Ausdruck. Spätklassizistische Stilelemente – Säulenstellungen, Weinlaub- und Eichenlaubgirlanden –, ferner Steine mit neugotischem Reliefwerk als Rahmen der Beschriftung, alles sorgfältig in weichen, witterungsanfälligen, meist roten Sandstein gehauen, sind für diese Zeit charakteristisch (Abb. 4). Namenssymbole, wie sie sich in dem naiv gestalteten Hirschrelief vom Grabmal eines HIRSCH HOCHSTETTER ausdrücken, sind seltener. Typisch im Sinne jüdischer Glaubensvorstellungen sind Darstellungen von segnenden Händen (Priestergräber), von Kannen (Levitiden, die die Händewaschung des Priesters vorzunehmen hatten), von Schriftrollen (als Zeichen der Gelehrsamkeit) sowie des göttlichen Auges in Verbindung mit dem Symbol der Dreieinigkeit.

Schlichte Steinformen mit giebelförmigem bzw. rundbogigem Abschluß überwiegen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Höhe der Steine variiert zwar, doch fällt keiner aus dem Rahmen, so daß sich in dieser Zeit noch ein maßvolles Gesamtbild ergibt. Das sollte in der Gründerzeit zwischen 1880 und 1910 anders werden: die Steine werden nun überladener, protziger wie anderwärts auch. Man versucht sich gegenseitig zu übertrumpfen. Abgebrochene Säulen mit Traueremblem – wir haben sie z. T. wieder aufrichten müssen – bezeugen eine Geschmacksrichtung, die wir heute in Frage stellen (Abb. 2, 3). Weiße Marmortafeln werden in dunkleren Sandstein eingelegt, und von solchen Geschmacksverirrungen zum auf Hochglanz polierten schwarzen Granit ist es nur noch ein kleiner Schritt. In der spätesten Phase des Friedhofs dominieren Obelisken in allen Größen.

Im jüdischen Friedhof von Buttenhausen bahnt sich eine Entwicklung der Grabmalkunst an, die sich auch im christlichen Bereich bemerkbar macht. Allerdings ist die Stilfolge mit all ihren Übergängen auf dem jüdischen Friedhof viel lückenloser zu verfolgen, weil hier kein Grabstein abgeräumt wurde. Ist so dieser Friedhof für den Stilforscher von hohem



Abb. 4 Zwei reich verzierte Grabsteine aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (Foto Hell).

Interesse, so ist er für den Theologen hinsichtlich seiner Inschriften eine *Fundgrube jüdisch-deutscher Volksfrömmigkeit*. Dr. REINHOLD MAYER vom «Institutum Judaicum der Universität Tübingen» hat es im Jahre 1968 unternommen, mit einem kleinen «Epigraphikteam» die rund 400 meist hebräisch beschrifteten Steine zu entziffern. Wir entnehmen dem Jahresbericht des Instituts für 1968 eine vorläufige Zusammenfassung dieser Untersuchungen: Die frühen Steine sind nur hebräisch beschriftet. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab, mit dem Rückgang der hebräischen Sprachkenntnisse und der Liberalisierung des Judentums, tritt zum hebräischen auch noch ein deutscher Text. Die meisten Inschriften schließen mit dem aus der Bibel (1. Sam. 25,29) stammenden Wunsch: es möge seine (ihre) Seele gebündelt sein im Bündel des Lebens. Ein anderer Wunsch, der zusätzlich oder auch allein stehen kann, lautet: es möge sein Leib ruhen im Grab. Bei hebräischen Inschriften wird das Todesdatum immer nach dem jüdischen Kalender angegeben (Monde und Zählung der Jahre seit der Erschaffung der

Welt), wobei Sabbat-Vortage, Sabbate, Neumonde und die Hohen Feste immer besonders erwähnt werden. Einleitungsformeln vor dem Sterbedatum sind etwa: *Er (sie) verschied. Er ging zu seiner Höhe* oder *Er stieg zu seiner Ewigkeit*. Der Anfang der Inschriften ist meist eine rühmende Beschreibung des Toten, erschütternd und rührend bei Kindern: *Hier wurde bestattet ein Kind der Spiele*, d. h. ein Lieblingskind. *Gott hat sich seine Seele erwählt, um mit ihr zu spielen*. Auf der Rückseite einzelner Kindergrabsteine um die Mitte des 19. Jahrhunderts

Abb. 5 Der Gedenkstein am Treppenweg des Friedhofs (Foto Hell).



VON 1787 BIS 1943
BESTATTETE
DIE JÜDISCHE
GEMEINDE
BUTTENHAUSEN
IHRE TOTEN AUF
DIESEM FRIEDHOF
DIE LETZTEN JÜ-
DISCHEN BÜRGER
DER GEMEINDE
RUHEN NICHT IN
HEIMATLICHER
ERDE
FAST ALLE KAMEN
WAHREND DER
ZEIT DER VERFOL-
GUNG BIS ZUM
JAHR 1945 IN DEN
KONZENTRA-
TIONSLAGERN UM

drückt sich der Schmerz der Eltern in rührenden Versen im Sinne der Romantik aus:

Ein Rosenknöspchen fiel am Frühlingsmorgen
Vom zarten Reis ein junges Bäumchen ab.
Nun liegt es warm im warmen Schoß geborgen
Und schöner blühend aus dem frischen Grab.

Bei Frauen heißt es oft: *Hier wurde bestattet eine tapfere Frau* (Sprüche 31,10). Frauen werden häufig mit biblischen Vorbildern verglichen: mit Sara, Debora (die Prophetin) und Abigail (eine Frau Davids) oder aber allgemein *mit einer Königstochter im Inneren*. Bei den Männern wird oft ihre Frömmigkeit erwähnt: daß sie die Gebote hielten, daß der Tote bei keinem Morgengebet fehlte, daß er das Widderhorn geblasen habe (das Widderhorn wurde zu Neujahr geblasen, als eine Art Posaune des Gerichts). Auch teilen die Inschriften mit, daß ein Mann in Notzeiten sehr freigebig war, bereit, Nahen und Fernen zu helfen. Nach solcher Beschreibung folgt der Name: bei Männern meist der hebräische Name, nur der Vorname des Toten und seines Vaters werden geschrieben, wie sie einst im Gottesdienst zur Lesung der Schrift aufgerufen wurden. Bei Frauen finden sich nur zum Teil hebräische Namen. Teils sind sie ins Jiddische abgeformt, teils sind es deutsche Namen ins Schwäbische frei abgewandelt: etwa Särle von Sara, Jittle von Judith. Hendle ist eine Koseform von Helene oder von Henriette, Gidele von Gudula oder Veigele von Vögele.

Auf einem Stein lesen wir: *Morta Sorokin, geboren in Desna bei Wilna, gestorben im Februar 1919 im Kriegsgefangenenlazarett Münsingen*.

Offensichtlich handelt es sich um einen russischen Kriegsgefangenen jüdischen Glaubens, der hier mit einem Kameraden fern der Heimat zur letzten Ruhe gebettet ist. Beide Gräber ziert der Davidstern, den es als Symbol seit dem 14. Jahrhundert gibt.

Die Übersetzung des hebräischen Textes auf dem Totenbrett der BERTA KAHN lautet:

*Hier ruht
die Jungfrau Berta (Tochter) des Isaak Kahn
verstorben als Achtundsechzigjährige am Tag vier
(Mittwoch), am siebenundzwanzigsten Kislev,
698 nach der kleinen Zählung.
Ihre Seele möge eingebündelt sein
im Bündel des Lebens.*

Die Inschrift ist denkbar kurz und im Sinne der alten Tradition des jüdischen Kalenders gehalten, dessen Monate nach der Umlaufzeit des Mondes

berechnet sind. Anstelle der vergänglichen Totenbretter sind nach dem Krieg 12 Kissensteine getreten, die den Namen derer tragen, die das Glück hatten, noch vor dem Abtransport in der Heimat zu sterben.

Die in Theresienstadt umgekommenen Buttenhauser Bürger fanden *ein Grab in den Lüften*, um mit dem düsteren Bild aus CELANS «Todesfuge» zu reden. Für sie zeugt ein Gedenkstein, der am Treppenweg des Friedhofs aufgestellt wurde und jetzt folgenden Text trägt: *Von 1787 bis 1943 bestattete die jüdische Gemeinde Buttenhausen ihre Toten auf diesem Friedhof. Die letzten jüdischen Bürger der Gemeinde ruhen nicht in heimatlicher*

Erde. Fast alle kamen während der Zeit der Verfolgung bis zum Jahre 1945 in den Konzentrationslagern um. Daß diese Worte und die Instandsetzung des Friedhofs «ein Ausdruck des schlechten Gewissens» seien, wie nachträglich behauptet wurde, vermögen wir nicht einzusehen. Hier in Buttenhausen ist, nach unserer Meinung, ein Akt der Wiedergutmachung vollzogen worden, der selbstverständlich war. Wie der Gedenkstein an der Stelle der niedergebrannten Synagoge, so ist auch der jüdische Friedhof von Buttenhausen, abgesehen von seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung eine lebendige Erinnerung an böse Zeiten und zugleich eine Mahnung, daß solches nie wiederkehren darf.

Das alte «Kuchelbuch» der Abtei Neresheim

Ottmar Engelhardt

Vom Kloster Neresheim wurde aus Anlaß der Einweihung seiner neuen Kirche im Jahre 1792 eine *kurze Geschichte dieser Benediktinerabtey in Schwaben* herausgegeben. Darin lesen wir über den bedeutenden Abt BENEDIKT MARIA ANGERN, der vor allem auch als glänzender Organisator eine glückliche Hand an den Tag legte, einleitend: *Er hatte ein großes Tagewerk vor sich, einen kostspieligen Kirchenbau, einen Prozeß, an dem alles gelegen war ...* – gemeint ist der ein halbes Jahrtausend währende Streit mit dem fürstlichen Haus Öttingen-Wallerstein zur Erlangung der Reichsunmittelbarkeit – *... und eine gänzliche Umschmelzung, eine neue Organisation des Klosters ...* Weiter unten heißt es dann: *Im Kloster selbst schaffte Benedikt sowohl bey Geistlichen als Weltlichen Ämtern in und außer dem Konvente mancherley Mißbräuche ab, führte bessere Grundsätze, mehr Ordnung und Thätigkeit ein; strenge hielt er auf Beobachtung der Disciplin, auf Treue und Fleiß der Dienerschaft ... Jedes Amt erhielt seine schriftliche Instruktion, an die sich derjenige, der es versah, genau zu halten hatte ...*

In der alten Neresheimer Chronik finden wir nun eine dieser *Instruktionen* aufgezeichnet, nämlich das von Abt BENEDIKT ANGERN im Jahre 1759 abgefaßte *Kuchelbuch*, das einen anschaulichen Einblick in den Klosterhaushalt gibt und ein ausgezeichnetes kulturgeschichtliches Dokument darstellt. Auf jeden Tag des Jahres, ja oft für ganz bestimmte Tage mit besonderer Berücksichtigung der Feste, Fasten, Quatember und anderer Veranlassungen verteilte es den Speisezettel für die Konventmitglieder, die verschiedenen Beamten, die Studenten,

für das Gesinde, die Tagelöhner und Fronleute. U. a. lesen wir über das *Kuchelmeisterei-Amt*: *Der Kuchelmeister hat die Verwahrung und Obsorge über die Speis und Eßwaren. Im Fleischgewölbe bewahrt er das Fleisch, Schmalz, Eier, Schnecken, Häringe, Unschlitt, Kerzen; hat sämtliche Gegenstände abzuwägen und bey der Vertheilung persönlich anwesend zu sein ...*

Morgens um 8 Uhr wogen der Oberkoch und der Unterkoch die nötigen Portionen ab. Auf Reinlichkeit und Sparsamkeit legte der Abt besonderen Wert. Wöchentlich wenigstens einmal mußte der Pater Kuchelmeister vom Konventstisch aufstehen und unvermutet in der Küche Umschau halten. Besonderen Bedacht hatte er auf die Speisen für die Kranken zu nehmen: *... daß sie gut und zweckmäßig sind.* Streng verboten waren: *... überflüssiges Frühstück, das heimliche Kochen von Vögeln, Spargeln etcetera ...* Dazu hatte der Kuchelmeister auch die Verantwortung für die zur Präparierung der Speisen benötigten Gewürze wie Salz, Zitronen, Quitten, Pomeranzen, Zucker; aber auch für Obst, Käse, Linsen, Erbsen, Gersten. Für die Aufbewahrung des Schinkens galt es, besondere Vorschriften zu beachten, denn: Der ältere Schinken wurde immer an die jüngeren Mönche verteilt, der neuere an die älteren, daher war er *... in der Speiß nach dem Alter aufzuhängen ...*

Aus dem *Speisen-Plan* für den Alltag entnehmen wir: *An den gemeinen Fleischtagen des ganzen Jahres werden Mittags und Abends vier Speisen, nämlich: Mittags Fleischsuppe, Rindfleisch, Sauerkraut mit Schweinesfleisch und Eingemachtes, – und Abends ein Gemüs, Suppen, Eingemachtes, Gebra-*

tenes gegeben. Zum Gemüs kommt am Sonntag, Dienstag, Donnerstag Kalbfleisch, Schaaf, Schweine und gerauchtes Fleisch. An Abstinenztagen – 4 Speisen, nämlich Supp, Fisch oder Stockfisch oder Eier, Gemüß, Mehlspeis und Abends abwechselnd Eier, Schnecken, Fisch, dann Zwetschgen, Schniz, Hagenbutzen, Weichseln dürr, oder Zuckererbsen und eine Mehlspeis. An den Fasttagen kam etwas Gebackenes auf den Tisch, . . . oder Fisch in der Sulz, Frösch, Schnecken in Essig und Öl, Zuckerbrod, Käs, Küchlen, Salat, Mandelkern, Weintrauben – alles in Abwechslung, je nach der Jahreszeit . . .

Die strenge Vierzahl wurde nur an den Festtagen durchbrochen, an denen eine Mahlzeit aus sechserlei Speisen bestehen durfte. Genau waren auch die einzelnen Portionen berechnet: Von Rindfleisch, Schaaffleisch und Wildpret werden je 3 Vierling auf den Mann gerechnet, Kalbfleisch, Schwarzwildpret zu $\frac{1}{2}$ Pfund. Ein ganzer Wildschlegel auf 8–9 Personen. Eine Ente auf 4–5 Personen. Ein Welschhuhn mittlerer Größe auf 12 Personen. 2 Lerchen für eine Person. Ein Kapaun auf 6–8 Personen. Forellen $\frac{1}{2}$ Pfund auf eine Person . . . 1 Stockfisch für 16 Personen. 16 Frösche auf eine Person. 1 Häring mit Sauerkraut zu je 3–4 Personen. 10 Krebs für 32 Personen. 18 Schnecken auf eine Person. Von ein Laiblein weißes Brod zu 7 Vierling werden 6 Portionen gemacht und ein Gogelopsen-Laible von $4\frac{1}{2}$ (viereinhalb) Pfund zu 10–11 Personen.

In damaliger Zeit war man noch weitgehend Selbstversorger. Dies erforderte ein langfristiges, vorausschauendes Wirtschaften, wozu in jedem Monat ganz bestimmte Arbeiten zu verrichten waren. Aus diesem Arbeitsplan wird auch ersichtlich, wie klug die Kost der jeweiligen Jahreszeit mit ihren Gaben angepaßt war und daß man damals schon erkannt hatte, wie wichtig eine abwechslungsreiche Ernährung ist.

Im Januar erhielt der Klosterbader 6 Pfund Unschlicht zum Schröpfen. 2 Klosterjäger kamen und holten die 15–17 Hunde ab, ehe sie nach Deggingen gingen. Auch wurden 6–8 Gänse in den Rauch gehängt. Im Februar mußte noch vor der Fastnacht ein Kalbsschlegel geräuchert werden, der dann an Ostern geweiht und am Ostertag zum Osterfladen oder jungen Salaten verspeist wurde. Was an den Fastnachttagen an Fleisch übrigblieb, wurde ebenfalls geräuchert und an Ostern den Studenten gegeben. Dreimal wöchentlich mußte im Monat Februar durch den Kucheljungen mit Wacholder geräuchert werden.

Ende März wurden die noch übrigen Schnecken konsumiert, die Weiher ausgefischt und mit guten Setzlingen belegt. Und im April brachten nach Georgi

die wallersteinischen Jäger wieder die Hunde zum Füttern, auch wurden blaue Veilchen gesammelt, um dem Essig eine schöne Farbe zu geben.

Im Mai bestellte man auf den drei Klosterhöfen und in den Mühlen das welsche Geflügel, auch wurden . . . Marienbutter und Milch im Konvent aufgestellt. Im Juni mußten die Schweizerkäse in der Klosterschweizerei, die Schafkäse zu Diepertsbuch und beim Klosterschäfer bestellt werden. Ende dieses bis Schluß des nächsten Monats wöchentlich einmal Holderküchlen. Auch jetzt das beste Rindschmalz gemacht und bis Advent aufgehoben. Auch der Schweinemäster mußte jetzt ermahnt werden, auf Martini zwei schöne Läufel zu mästen.

Im Juli fragte der Kuchelmeister bei den drei Bau- meistern und auf den Höfen und bei den Mühlen an, wie viele Gänse und Enten geliefert werden, . . . damit nöthigenfalls anderswo solchene bestellt werden können. Ausgangs des Monats Juli war wöchentlich bis Weihnachten einmal ein Apfelmus an den Fasttagen zu geben. Außerdem ließ der Kuchelmeister frisches Rosenwasser machen. Auch wird in diesem Monat der beste Schweizerkäse, Nägelen- und Holderessig gemacht. Im Juli und August sind Weichseln, Johannisbeeren und Holdersaft einmachen zu lassen.

Im August mußten die Vogelgerichtlen und Lerchengarn repariert werden. Jetzt hatte auch der Klosterbeamtete den Forstmeister in Schnaitheim um den gewöhnlichen Vogelfang zu bitten und nach erhaltener Erlaubnis den Holzwarten anzuzeigen, daß jeder seinen Zug richte. Der Lerchenfang begann erst nach der Ernte, doch ging man mit dem Nachtgarn an schönen Tagen schon Ende August hinaus. . . . und auf die Klosterkirchweih am Sonntag vor Bartholomäi kommt ein neues Kraut auf den Tisch, das die Buchbrunner Mühle mit 70 Köpfen zu liefern hat . . . Die Baumeister sind jetzt auch zu erinnern, einen guten Hafen Honig in die Küche zu liefern.

Im September wurden schon die Gänsebraten aufgetischt. Auch mußte in diesem Monat sattsam Schweineschmalz vorhanden sein für die Ernte, um das Rindschmalz sparen zu können. Ende September wurden 12 Krautkufen hergerichtet, 7 für den Konvent, 5 für die Gäste. Auch wurde jetzt gedörrt. Im Oktober wurden die Schnecken für das ganze Jahr bestellt. Man brauchte für 30 Konventualen etwa 6000 Stück. Jetzt mußte auch ein Vorrat an Rot- und Schwarzwildbret herangeschafft werden. Und der Jahreszeit entsprechend gab es nun einmal in der Woche einen Zwetschgenschmarren auf dem Konventstisch. Das Kuchelbuch schrieb außerdem vor, daß vom November an bis zur Fastnacht wöchent-

lich das beste Schweinefleisch in den Rauch gehängt wird. Das Kraut wurde um das Fest des hl. Gallus heimgetan. Dann mußten die Weiher ausgefischt und geputzt und Senf eingekauft werden.

Im November kamen die Schnecken auf den Tisch. Weiterer Vorrat an Wildbret wurde eingelagert, das dann von Ostern bis Pfingsten verzehrt wurde. Der Dezember schließlich bringt die Anweisung, während des Winters den Fischen in den gefrorenen Weihern Luft zu machen.

Dieses wohldurchdachte System wurde durch weitere Anweisungen vervollständigt: *Rindfleisch ist das ganze Jahr zu Tisch zu geben. Das grüne Schweinefleisch von September bis Mai. Bockfleisch von Johann Baptist bis Jakobi.*

Im ganzen gesehen stellt dieses Kuchelbuch ein ausgezeichnetes Dokument dar, aus dem der ökonomische Geist des Prälaten BENEDIKT MARIA ANGERN und die Umsicht, mit der er an alles ging, deutlich werden. Wir erfahren, wie sich auch in damaliger Zeit schon ein so großer Haushalt wie der einer Klosterfamilie nur mit gründlichster Überlegung führen ließ, wobei die Erfordernisse einer vernünftigen Gesundheitslehre voll berücksichtigt wurden.

Und wir erfahren aus dem Kuchelbuch weiter, wie das Kloster, das wohl von seinen Untertanen die ihm gebührenden Rechte forderte, diesen auch wieder Gegenleistungen in hohem Maße zukommen ließ. Wenn man weiß, wie sehr in jenen Jahren oft der Hunger über dem Land – auch über dem Kloster – lag und darüber hinaus bedenkt, daß gerade das Neresheimer Kloster in jener Zeit schwer an der Last des großen Kirchenbaus zu tragen hatte, dann läßt sich leicht denken, daß auch hier das Wort von den sauren Wochen und den wenigen frohen Festen Gültigkeit hatte.

Daß man natürlich in jenem Jahrhundert barocker Lebensfreude auch die Feste zu feiern verstand und dem Ober- und Unterkoch alle Künste abverlangte, erfahren wir humorvoll aus einem zeitgenössischen Bericht aus dem Jahre 1767, in dem der St. Gallener Hofkanzler SARTORY anlässlich eines Besuchs seines fürstbäuerlichen Herrn bei dessen Vetter BENEDIKT MARIA ANGERN in Neresheim bedauernd schreibt: *Zur Zeit passieret alles mit köstlichen Speisen und Weinen... Mit einem Wort: Der ganzen Suite, besonders mir, mangelt nichts, als daß wir uns nicht mehrere Mägen gebracht.*

Württembergische Gäste des böhmischen Grafen Sporck

Josef Mühlberger

Im Sommer 1724 war Herzog EBERHARD LUDWIG von Württemberg Gast des Grafen FRANZ ANTON von SPORCK in dessen Residenz in Kukus. Dieses Kukus, zwischen der jungen Elbe und dem Riesengebirge gelegen, hatte Graf SPORCK zu einer der schönsten barocken Residenzen Böhmens ausgebaut. Der Graf – prunkliebend, ehrgeizig und rechthaberisch – war zugleich bereits ein Mann der Aufklärung. Er führte soziale Reformen durch, bekämpfte, nicht zuletzt durch Veröffentlichung von Schriften PASCALS und aus seiner toleranten Gesinnung gegenüber Nichtkatholiken, die Jesuiten, was ihn in einen gefährlichen Ketzerprozeß verwickelte, und widersetzte sich der umständlichen und korrumpierten Rechtspflege seiner Zeit. So war Graf SPORCK in Wesen und Gesinnung ein völlig anderer Mensch als der württembergische Herzog. Vor allem: SPORCK war unabschätzbar reich, der Herzog in ständiger Geldverlegenheit. Davon munkelten die zahlreichen adeligen Gäste, die sich in jenem Sommer in dem prächtigen und festfreudigen Kukus, das Graf SPORCK als Badeort deklariert hatte, aufhielten. Gewiß war Herzog EBERHARD LUDWIG nicht in Be-

gleitung seiner rechtmäßigen Frau, der Markgräfin von Baden-Durlach, die Vergnügungen abhold war. Natürlich werden sich die Gäste ausgiebig über den Skandal des Herzogs unterhalten haben; dieser Skandal war selbst in der Zeit lockerer Sitten einzigartig. Trotzdem der Herzog verheiratet war, hatte er sich 1707 heimlich mit dem mecklenburgischen Fräulein CHRISTIANE WILHELMINE von GRÄVENITZ, seiner Geliebten, verheiratet, und um der üblen Nachrede ein Ende zu bereiten, wurde Fräulein von GRÄVENITZ 1711 mit dem alten, verschuldeten Grafen VRBNA verheiratet, allerdings in einer Scheinehe (die württembergischen Geschichtsschreiber nennen ihn den Grafen von WÜRZEN, in Wirklichkeit aber trug er den altböhmischen Adelsnamen VRBNA). Er war als Angehöriger eines bedeutenden Geschlechts mit SPORCK gut bekannt, schon dadurch, daß SPORCK sich vergeblich bemühte, das Geld, das ihm Graf VRBNA schuldete, einzutreiben. Also auch wegen jenes Grafen VRBNA, den jeder böhmische Adelige kannte, mögen die Gäste bei Anwesenheit des württembergischen Herzogs viel zu klatschen und zu tratschen gehabt haben. Was den Herzog

nach Kukus geführt haben mochte, wissen wir nicht. Er war in Wien seiner Bigamie wegen verklagt worden und brauchte Fürsprecher, die er vielleicht in dem vom Adel vielbesuchten Kukus zu finden meinte; aber auch die Jagdleidenschaft mochte ihn dahin gelockt haben; in Kukus konnte er sie bei SPORCK, der große Jagden unterhielt, befriedigen. Mit der Jagd hing auch die Auszeichnung zusammen, die Graf SPORCK ihm zuteil werden ließ. Für diese Tage war außerdem das Eintreffen einer venezianischen Operntruppe angekündigt.

Während des Besuchs des Herzogs war mancherlei hoher österreichischer Adel in Kukus anwesend, so die Gräfin KOLOWRAT, zwei Prinzessinnen PICCOLOMINI, die Fürstin SCHWARZENBERG, eine Vertraute der Kaiserin. Sie wurde am 3. Juli auch vom Herzog von Württemberg empfangen, durch Salven der kleinen Artillerie und mit Pauken und Trompeten. Nachdem die Fürstin sich umgekleidet hatte, wurde ihr und dem Herzog der Hubertusorden verliehen.

Im Sinn der verspielten und allerlei Gesellschaften liebenden Zeit – SPORCK gilt auch als Gründer der Prager Freimaurerloge – hatte der jagdliebende SPORCK diesen Hubertusorden gegründet, dessen Verleihung mit festlichen Zeremonien – Gelübden, Musik, Eintragung ins Ordensbuch, Jagden, Bankett – gefeiert wurde. Der Orden hatte dadurch an Anziehungskraft gewonnen, daß ihn SPORCK auch dem Kaiser und der Kaiserin verliehen hatte. Zu den Zeremonien gehörte der baiser d'amitié, der Freundschaftskuß, an die weiblichen Mitglieder. Ihn mit der Fürstin SCHWARZENBERG zu tauschen, mochte dem Herzog ein besonderes Plaisir bereitet haben.

Bei der der Verleihung folgenden Tafel wurden auf den Kaiser und die Kaiserin, als Inhaber des Ordens, Trinksprüche ausgebracht, dann wurde auch die Fürstin SCHWARZENBERG durch eine poetische Ovation geehrt:

*L'absence ne détruit rien
Dans un cœur, qui aime bien.
Si Vous aimez, ce que j'aime,
Vous Vous aimerez Vous même.*

Der Fürstin gefiel der Spruch so gut, daß sie sich ihn notierte. Der galante Herzog erbat und bekam das Autogramm, doch auch Graf SPORCK wollte es gern haben. Es kam zu einem Wettstreit um den Zettel, bei welchem Graf SPORCK bis zu 500 Dukaten steigerte. Das war ein *wohlanständiges Offertum*, das ihm (dem Herzog) *sonsten vielleicht wie nöthig*, heißt es in einem Brief des Grafen. Dennoch lehnte der Herzog als Kavalier das hohe Angebot des Grafen ab. Es mochte ihm nicht leichtgefallen sein.

An dem Tag der Ordensverleihung ging es hoch her. Nach Tisch wurde eine Spazierfahrt in die weiten, von Skulpturen geschmückten Wälder unternommen, um die Einrichtungen zu den vielerlei Arten von Jagd zu besichtigen, am Abend fanden Illumination und Feuerwerk, schließlich ein Ball statt, der bis in den Morgen dauerte. Die Fürstin SCHWARZENBERG, eine schöne Frau und gute Tänzerin, tanzte so unermüdlich *theils Minuet theils Teusch Tantzten*, daß Graf SPORCK am folgenden Tag so lange im Bett liegen bleiben mußte, daß er sich von der abreisenden Fürstin nicht verabschieden konnte. Es ist zu vermuten, daß sich Herzog EBERHARD LUDWIG nicht weniger ausgiebig amüsiert hat.

Auch sein Vetter und Nachfolger, KARL ALEXANDER, war Gast bei Graf SPORCK in Kukus. KARL ALEXANDER war mit Österreich eng verbunden, auch mit einem Freunde SPORCKS, dem Prinzen EUGEN, unter welchem KARL ALEXANDER in den Türkenkriegen gefochten hatte; er war kaiserlicher Feldmarschall und Statthalter von Serbien in Belgrad. Aber auch durch den Übertritt zum Katholizismus stand KARL ALEXANDER dem österreichischen Kaiserhaus nahe. Als KARL ALEXANDER nach Kukus kam, ergab sich ein herzlicher Verkehr mit SPORCKS Neffen, dem Weihbischof von Prag. SPORCK zeigte dem Herzog KARL ALEXANDER die der Frömmigkeit gewidmeten, mit Skulpturen geschmückten Stätten, so den Calvari-Berg. Das Hauptvergnügen war die Jagd; SPORCK jagte mit seinem Gast einen Damhirsch im Maillewald.

Mit welchen Gedanken und Gefühlen mochte der Herzog, dessen Residenz Ludwigsburg zu verfallen begann und in dessen Herzogtum die Lebensverhältnisse seiner Untertanen schlecht waren, die Pracht der gräflichen Residenz Kukus betrachtet haben, aber auch die sozialen Einrichtungen, vor allem die befriedeten, von der Leibeigenschaft befreiten Bauern, die in einem Dorf angesiedelten und geschützten Juden, die Früchte dessen, was damals Philanthropie genannt wurde; der Herzog, dessen Geheimer Finanzrat JOSEPH SÜSS-OPPENHEIMER geworden war?

Quellen und Literatur:

KARL PFAFF: Geschichte des Fürstenhauses und Landes Württemberg, Teil 3, Stuttgart 1839. – EUGEN SCHNEIDER: Württembergische Geschichte, Stuttgart 1896. – HEINRICH BENEDIKT: FRANZ ANTON Graf von SPORCK, Wien 1923. – JOSEF MÜHLBERGER: FRANZ ANTON Graf von SPORCK und seine Residenz Kukus, Ostböhmische Heimat, Trautenau 1929, Heft 4. – JOSEF MÜHLBERGER: Jagd in böhmischen Wäldern, Der Sudetendeutsche, München, 23. August 1968. – JOSEF MÜHLBERGER: Ein Graf spielt Theater, Bohemia, Prag, 19. September 1937.

Buchbesprechungen

Vorbemerkung: Seit 1971 hat die «Schwäbische Heimat» neben Buchbesprechungen auch Buchhinweise gebracht. Damals schrieben wir (1971, S. 46): «Unter dieser Rubrik zeigt die «Schwäbische Heimat» neu eingegangene Bücher an, deren Besprechung ... vorbehalten bleiben muß.» Auf Leserbriefe, die sich mit dieser Praxis beschäftigten, gingen wir kürzlich ein (1973, S. 46). Darin hieß es u. a., die meisten Buchbesprechungen und -hinweise kämen nicht aufgrund der Zusendungen der Verlage zustande, sondern aus dem unmittelbaren Arbeitsgebiet des Redakteurs.

Die bisherige Praxis hat sich – leider – nicht bewährt. Manche Verlage haben es sich leicht gemacht und überhaupt nichts mehr geschickt; sie vertrauten schon zu sehr dem Automatismus. Das aber führt(e) auf die Dauer zu Verhältnissen, die wir nicht mehr tragen können. Jeder Buchhinweis ist zugleich eine verkappte Werbung, den wir mit Satz, Druck und Papier bezahlen müssen (sieht man einmal von der «Aufbereitung» seitens der Redaktion ab). Dafür als Gegenleistung das eingesandte Buch zu verlangen, ist recht und billig und entspricht den herkömmlichen Gepflogenheiten. Daher dürfen wir verbindlich sagen: In Zukunft besprechen oder zeigen wir nur noch Bücher bzw. Zeitschriftenbände an, die uns zugesandt worden sind. Die Redaktion muß sich vorbehalten, Buch oder Zeitschrift zu besprechen bzw. anzuzeigen; ein rechtlicher Anspruch besteht nicht. Wir bitten die Verlage um Kenntnisnahme dieser unumgänglich notwendigen Maßnahme.

Zwischen Rems, Brenz und Ries

Ostalb zwischen Remstal, Brenz und Ries. Ein Bildband über die Region Ostwürttemberg. Text von HERMANN BAUMHAUER, Fotos von ALBRECHT BRUGGER, KARL EBERLE, HERMANN HÄGELE, BERNHARD HILDEBRAND, ROLF LINDEL, ROBERT SAUR u. a. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss-Verlag 1973. 21 Seiten Text, 101 zum Teil farbige Bilder. DM 38,–

Dies ist einer der faszinierendsten Bildbände, der je hierzulande geschaffen worden ist! Die Region Ostwürttemberg: der neue Kreis Heidenheim und der (synthetische) Ostalbkreis (einst Aalen und Schwäbisch Gmünd), umfaßt ein Gebiet von außergewöhnlicher Vieltätigkeit. Seine landschaftlichen Eigenschaften lassen Anmut und Herbheit, Idyll und Monumentalität nahe beisammen wohnen. Es ist eine Landschaft, die die Industrie schon seit langem und der Fremdenverkehr noch nicht recht entdeckt hat, in der Ausdehnung von den drei Kaiserbergen (von denen der Hohenstaufen im Text um 80 m «erniedrigt» worden ist) bis zu den weiten Härtsfeldhöhen am Riesrand, von der Gschwender Höhe und dem Virngrund bis zum Austritt der Brenz ins weite Donauvorland. Schon einige dieser Landschaftsbegriffe sagen dem Fernerstehenden wenig: so weit weg ist das östliche Württemberg in dem Vorstellungsvermögen mancher. Nun, wenn die Bilder (keine Sonntagsbilder!) angesehen werden, wird man sich eine Vorstellung von der Vielfalt der Landschaft machen können (und dies einzufangen bis ins Letzte, ist die Aufgabe der Konzeption, die bei HANS SCHLEUNING lag). Imposante Flugbilder wechseln mit intimen Details, die Landschaft präsentiert sich. Und vor allem: man hat nicht das Gefühl, den Bildern schon in manchen Zeitschriften oder Prospekten einmal begegnet zu sein. Für absolute Aktualität zeugt z. B. die Farbaufnahme 86: *Weihnachtliche Mitternachtsmesse in der Basilika zu Ellwangen bei der Fernsehübertragung 1972*, statt des Predigers der Kameramann auf der Kanzel. Tempora mutantur ... Völlig subjektiv: mein Lieblingsbild 67, zweiseitig der Blick

vom Flugzeug über Hohenbaldern hinweg zum Ipf und dem Härtsfeld, Inbegriff der Ostalb.

Zum Text: Altmeister HERMANN BAUMHAUER hat ihn geschrieben. Keine flinke, oberflächliche Journalistenfeder ist ihm zu eigen, sondern die glückliche Verbindung des Wissenschaftlers, der durch gründliches Eindringen in alle Stoffgebiete, die hier angesprochen werden, glänzt, mit der verantworteten Journalistik. Das ist Feuilleton im besten Sinn des Wortes, klassisch wie die Ostalb selbst.

Wolfgang Irtenkauf

Kreis Göppingen

Der Kreis Göppingen. 566 Seiten mit 12 Farbtafeln und 146 Bildtafeln, Leinen mit 4farbigem Schutzumschlag. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss-Verlag 1973. DM 7,80.

Am 1. Januar d. J. ist die Kreisreform in Kraft getreten, kaum ein halbes Jahr später legt der Theiss-Verlag die erste umfassende Monographie über einen der neuen Landkreise, nämlich Göppingen, vor. Zugegeben: der Kreis hatte ursprünglich eine ähnliche Gestalt, aber das endgültige Auf-diesen-Zustand-Redigieren brachte doch noch einmal eine Mehrarbeit mit sich, die – alles in allem – ein prächtiges Werk entstehen ließ. Die alten Asse dieses Kreises, MANFRED AKERMANN und HELMUT SCHMOLZ, schufen die historischen Grundgerüste, wobei vor allem zu sagen ist, daß die für das Filstal so eminent wichtige Frühindustrialisierung ausführlich berücksichtigt ist. AKERMANN verdanken wir auch – eine erfreuliche Neuerung! – eine Art Baedeker der wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Kreises, so daß man in diesem Buch zugleich einen Reiseführer zu den historischen Stätten besitzt. Neu dazugestoßen ist WALTER ZIEGLER mit der Geschichte von der fränkischen Zeit bis zum Ende der Staufer. PAUL GROSCHOFF schrieb die Erd- und Landschaftsgeschichte, DIETER PLANCK die Vor- und Frühgeschichte, HANS-MARTIN MAURER einen gedräng-

ten, überaus interessanten Einblick in die Geschichte der Burgen (64 ehemalige Burganlagen im heutigen Kreis: das ist kein schlechter Prozentsatz!). Der ehemalige Landrat GUSTAV SEEBICH umriß die Chronik des Kreises von 1918 bis 1966. Das sind nur wenige Namen, die für viele andere (insgesamt 17) stehen müssen. Die Bebilderung ist hervorragend, ebenso der Druck.
Wolfgang Irtenkauf

Wanderungen im und am Nordschwarzwald

ERNST ULRICH KÖPF und FRED SCHOLZ: Land um Alb, Enz und Nagold. Mit 10 Abbildungen. Freiburg: Verlag Rombach 1973. 228 Seiten. (Wanderbücher des Schwarzwaldvereins. Band 7.)

Jetzt spricht man schon vom *Verdichtungsraum Stuttgart*, der bis nahe an den Nordschwarzwald heranreicht: *Dieses Wanderbuch führt in ein Gebiet ein, das sich von Karlsruhe bis Oberndorf am Neckar erstreckt*. Ganz ausgezeichnet die allgemeine landeskundliche Übersicht, die das METZ'sche Buch gewiß nicht ersetzt, aber dem eiligen Leser willkommene Dienste leisten dürfte. Natürlich werden dann die drei klassischen Durchwanderwege des Schwarzwaldes beschrieben: West-, Mittel- und Ostweg, zu denen jetzt der Gäurandweg hinzukommt, der von Mühlacker bis Schopfloch (Zeichen: Rote Hagebutte auf grüner Raute) reicht, und als *besonders vielseitiger, schöner und anregender Wanderweg empfohlen* wird. Gerade hier werden auch die Schwächen eines solchen Wanderbuches sichtbar (die WAIS in dem neuen «Albführer» übrigens durch Petit-Druck elegant umgeht, den dann nur der Interessierte lesen soll): die Knappheit der Darstellung. Daß der alte Weg nach Dürrmenz am Landgraben und seiner Richtung Niefern ausufernden Abzweigung entlangläuft, erfährt man nicht, ebensowenig, was sich in Tiefenbronn an Fragen in den letzten Jahren aufgetan hat. Einen Landkreis Weilderstadt hat es auch vor der Kreisreform nie gegeben usw. So werden Mängel sichtbar, die man hätte vermeiden können. Die restlichen Wanderungen gehen von Weilderstadt, Sindelfingen, Nagold, Wildberg, Freudenstadt, Alpirsbach und Oberndorf aus, sind also bewußt für den mit der Bahn Anreisenden gewählt, der nicht die für den Autofahrer meist obligatorischen Rundwanderstrecken zu begehen braucht. Insgesamt gesehen kann man sich in diesem Band viel Anregung holen; wenn man dazu noch kritischen Verstand walten läßt oder den «METZ» zur Hand nimmt: um so besser!

Wolfgang Irtenkauf

Kornwestheim

WILLI A. BOELCKE: Kornwestheim – vom Alemannendorf zur Industriestadt. Kornwestheim: Stadtverwaltung 1972. 191 Seiten mit Abb.

Kornwestheim, das zu den bedeutendsten Industriestädten Baden-Württembergs zählt, war noch vor wenigen Jahrzehnten ein ländlicher Marktflecken. Die einst überwiegend bäuerliche Einwohnerschaft hat sich in knapp 70 Jahren mehr als verzehnfacht. Bei einem solcherma-

ßen sich drehenden Rad der Entwicklung muß es schwerfallen, sich einer Geschichtlichkeit bewußt zu werden, die den soziologischen Lebensformen, den Städten und Gemeinden, ihre Individualität verliehen haben und auch fernerhin ihre Zukunft mitbestimmen. Das Bemühen um die Geschichte solcher Städte, die durch Industrie und den Sog der Ballungsräume raschen Veränderungen unterworfen sind, muß ganz besonders dankbar zur Kenntnis genommen werden. Dies gilt auch für die in den «Ludwigsburger Geschichtsblätter» von 1965 bis 1972 veröffentlichten Aufsätze zur Stadtgeschichte Kornwestheims von WILLI A. BOELCKE, dem Ordinarius für Agrargeschichte an der Universität Hohenheim, der in vier Zeitabschnitten, von der Römerzeit bis zur Neuzeit, die Entwicklung der ländlichen Gemeinde zur Industriestadt nachzeichnete. Dem Verfasser ist es dabei gelungen, immer wieder die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wirkkräfte der Geschichte in ihrer inneren Verflochtenheit zum Sprechen zu bringen und mit reichem Material zu belegen. Die Darbietung der Quellenfülle und ihre Interpretation in größeren Zusammenhängen verleiht diesen Stadtgeschichten-Beiträgen eine überregionale Bedeutung. Für jeden künftigen Bearbeiter von zusammenfassenden Studien zur südwestdeutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wird es deshalb unumgänglich sein, auf das von BOELCKE dargebotene Kornwestheimer Material zurückzugreifen. Der Stadt Kornwestheim gebührt besonderer Dank dafür, daß sie die in der genannten Zeitschrift gestreut publizierten Aufsätze zu einem Sammelband «Kornwestheim – vom Alemannendorf zur Industriestadt» zusammenfaßte, denn dadurch ist gleichzeitig ein Ortsbuch Kornwestheims entstanden, das Vorbild für andere Orts- und Stadtgeschichten sein kann.

Günter Stegmaier

Schwäbische Romanik

EMIL BOCK: Schwäbische Romanik. Baukunst und Plastik im württembergischen Raum. Ein Kapitel Kulturgeschichte in Bildern. 3., erweiterte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Verlag Urachhaus 1973. 320 Seiten, davon 56 Seiten Text, 369 Tafeln, Register. Leinen DM 68,-

Das Grundwerk ist bekannt; es erschien erstmals 1958 in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. BOCK hat gleichzeitig einen Kommentarband «Das Zeitalter der romanischen Kunst» separat erscheinen lassen, der seine Deutung der einzelnen Phänomene enthielt. Die 3., jetzt vorliegende Auflage hat beides vereint: das Bild und den Kommentar. Dr. GUNDHILD KACER-BOCK hat die Zusammenführung beider Teile besorgt und gleichzeitig dafür gesorgt, daß bei den Bildern solche ersetzt wurden, bei denen Renovierungen inzwischen ein neues Gesicht den Objekten verliehen haben. Einige Orte sind neu erfaßt worden (was auch an den Grenzen des alten Württemberg nicht halt macht: romanische Kunst hat sich nicht an diesem späteren Herrschaftsbegriff orientiert).

So ist ein großartiges Kunstbuch für die wachsende Zahl der Freunde romanischer Kunst entstanden, das leider bei den Texten auf dem Stand von etwa 1960 zurückgeblieben ist. Was sich inzwischen an neuen Erkenntnissen ergeben hat, konnte und sollte nicht eingearbeitet werden. Aber kann man heute Plieningen, kann man Faurndau, Brenz u. a. noch so sehen wie es BOCK getan hat? Hier sind handfeste Bücher inzwischen erschienen, die tief in die Problematik hineingeleuchtet haben. Oder man denke an die Bauplastik der Zeit, die ADOLF SCHAHL hier vor wenigen Jahren aufgegriffen hat! Sollen alle diese mühsamen, vorwärtsdrängenden Schritte verwischt werden? Bei aller Pietät vor der Lebensleistung EMIL BOCKs muß doch daran festgehalten werden, daß ein solches Buch dem unbefangenen Leser Erklärungen und Deutungen bietet, die heute so nicht mehr stimmen. Kein Mensch wird behaupten wollen, man wüßte heute «alles», aber man weiß eben mehr. Und diesen Stand sollten eigentlich Werke, die sich umfassend als «Schwäbische Romanik» ausgeben, spiegeln.

Freuen wir uns an den zum großen Teil meisterhaften Bildern, die – es sei wiederholt – großartig sind.

Wolfgang Irtenkauf

Buchhinweise

Zeitschrift für hohenzollerische Geschichte. Hrsg. vom Hohenzollerischen Geschichtsverein Sigmaringen. Band 7/8 (Band 94/95 der ganzen Reihe), 1971/72. 151 Seiten. Aus dem Inhalt: Die Sigmaringer Familie ROY (MAREN KUHN-REHFUS) – FIDELIS VON SIGMARINGEN (WOLFGANG MÜLLER, UWE ZIEGLER) – Gräfin ROSAMUNDE ZU ORTENBURG (SIEGFRIED KREZDORN) – Der erste Landtag in Hohenzollern-Hechingen in den Jahren 1835–1836 (HANS SPEIDEL).

Im Walter-Verlag Ludwigsburg sind drei recht brauchbare Kleinführer erschienen: WILLI BAUMEISTER beschreibt die Schertelshöhle bei Westerheim (Walter-Höhlenführer Nr. 105), GÜNTER SCHIEL führt zur Stadt Neubulach und ihrem historischen Bergwerk, ein Geleit, das die immer zahlreicher werdenden Besucher des Stollens dankbar begrüßen (Walter-Heimatsführer Nr. 116), und THEODOR BOLAY gibt für eilige Leser eine Kurzfassung seines Buches «Der Hohenasperg» (Walter-Burgenführer Nr. 112).

Heimatsbuch Gemeinde Denkendorf, Geschichte des Ortes und der Gemeinde. Bearbeitet von HERMANN BITTERLE. Denkendorf: Gemeindeverwaltung 1971. 282 Seiten. DM 17,50.

Sicher eines der gründlichsten Heimatsbücher, die uns ein Verfasser geschenkt hat! Denkendorf ist ja nicht nur durch seine klösterliche Vergangenheit, sondern auch als große Ansiedlung am Rande des Neckartals bekanntgeworden. Gut, daß auf Letzteres besonderer Wert gelegt wurde.

GERHARD HENNIG: Zurück zur Sache! Grundlinien und Möglichkeiten einer evangelischen Reformation – dargestellt am Württembergischen Glaubensbekenntnis. Stuttgart: Calwer Verlag 1973. 45 Seiten. DM 3,90.

«Parke und wandere» heißt eine Reihe der Südwestdeutschen Verlagsanstalt GmbH Mannheim, in der die Bände 4 und 5 erschienen sind. CARLHEINZ GRÄTER beschreibt 55 Rundwanderungen für Autofahrer im Schwäbischen Wald, Schönbuch, Schurwald, am Stromberg und in Hohenlohe (mit 53 Kartenskizzen und 53 Zeichnungen von GUSTAV HEINOLD), FRIEDRICH A. SCHILER führt auf 57 Fußwanderungen und Spaziergängen für Autofahrer zwischen Ries und Randen (mit 41 Zeichnungen und 54 Kartenskizzen von GUSTAV HEINOLD). Beide Bände (jeder kostet DM 14,80) werden von Prominenten empfohlen: THADDÄUS TROLL (*Schwer zu sagen, wodurch sich der Schwäbische Wald von vergleichbaren Reizen unterscheidet. Keine Kehrwoche bedroht den Altweibersommer und die Ruh über allen Gipfeln verrät sich nicht durch schwäbischen Akzent*) und GEORG FAHRBACH (*Solche Bücher tragen auch dazu bei, die Menschen zum Wandern anzuregen, also ihre Freizeit außerhalb ihrer Dörfer und Städte wandernd zu verbringen, was bekanntlich die beste Freizeitbetätigung überhaupt ist*). Wenn man werten soll: GRÄTER wandert literarisch durch Wald und Feld, SCHILER hemdsärmelig, knitz, gleich Ausschau haltend nach dem nächsten sonnigen Liegeplatz. Dennoch möchte man SCHILERS urwüchsiger Art den Vorzug geben. Denn brave Rundwanderbücher haben wir dank der Fink-Reihe ja genug. Wenn jetzt noch etwas Derartiges auf den Markt kommt, dann muß es etwas ganz Neues bringen (was der Baar-Führer exzellent verwirklicht, vgl. Schwäbische Heimat 1973, Seite 47) oder er muß – sagen wir einmal – aus der Art schlagen. Das tut SCHILER nach allen Regeln der Kunst. Und deshalb ist er auch beständiger als der GRÄTERSche Text (wiewohl ich ihm Seite 38 nicht nach Gutenstein folgen möchte). Und wenn man diese 57 Wanderungen rund ums Auto absolviert hat (mit allen Streckenangaben, Entfernungstafeln von größeren Orten aus usf.), dann – so SCHILER – muß man eine der 57 × 57 Wanderungen aufspüren, die in diesem Buche nicht erwähnt worden sind. Und die es genauso in sich haben. Fügen wir hinzu: wie SCHILER!

HEINZ BISCHOF: Das Frankenland. Landschaft vom Odenwald zum Tauberggrund. Mit 82 Fotos und 30 Zeichnungen von RICHARD BELLM. Karlsruhe: Badenia Verlag 1973. 120 Seiten.

Ich betrat ein sanft beflügeltes Land mit großen Feldflächen, stattlichen Dörfern und seltsam stillen, abseitigen Städtchen. Mit diesem Zitat von HERMANN ERICH BUSSE (1927) beginnt der Band. Am Schluß steht die lapidare Aussage: *Gemeindezusammenschlüsse nicht berücksichtigt.* Trotz dieser beiden Pole ein schöner, aussagefreudiger Bildband, der Franken im Süden mit dem Kocherlauf begrenzt, dafür um so mehr in die Landschaft von Odenwald, Bauland und Tauberkreis hineingeht.

Im A. Beig Verlag Pinneberg erscheint seit einigen Monaten eine neue Zeitschrift für europäische Vorgeschichte «Vorland». Hinter der Zeitschrift steht kein Verband und keine Vereinigung, sondern die Idee, Vorgeschichte populär zu machen.

Vielleicht klingt es altmodisch: ein Buch sollte eine Einheit sein. Dieses hier anzuzeigende Bild-Werk über Gerlingen (Bleicher-Verlag Gerlingen 1973) bildet ganz bestimmt keine, denn es bringt neben dem Bildteil den Text auf losen «Textkarten» in verschiedenfarbigem Papier. Ob es den Leser wirklich animiert, die Ausführungen des Bürgermeisters auf knallrotem, die anderen Themen auf verschiedenfarbigem Untergrund aufzunehmen? Mit der Farbe hat es der (gebundene) Fototeil allgewaltig: das ist Multi-Color, was der Fotograf HANS DIETER SCHEDEL eingefangen hat. Wenn ein Buch daher einen Farbpreis bekommen könnte, sollte man es ruhig vorschlagen. Nur: über eine so schöne Stadt wie Gerlingen (*Sympathische Stadt reizvoller Kontraste. Dörfliche Tradition und städtische Sachlichkeit*), die man wirklich kennenlernen sollte, wenn man im Ballungsraum um Stuttgart lebt, sollte man trotz aller Fortschrittlichkeit konventioneller informieren.

ALBERT ALLGAIER: Spaziergänge in und um Stuttgart. Stuttgart: Verlag Stähle und Friedel und Co. 156 Seiten. 12 Fotoseiten. Reizend illustriert werden hier lockende Spaziergänge vorgeführt und gezeigt, wie sehr es sich lohnt, in und um Stuttgart spazieren zu gehen.

Heimatbuch für Schorndorf und Umgebung. 1973. 6. Band des Heimatvereins. Kommissionsverlag Hermann Schmid, Schorndorf, herausgegeben von DIETER BERKEMER, 113 Seiten, viele Bilder und Illustrationen.

DAVID FRIEDRICH WEINLAND: Rulaman. Neuausgabe 1972. Tübingen: Verlag Rainer Wunderlich. 288 Seiten mit Illustrationen. Aus grauer Vorzeit berichtet der wieder aufgelegte Rulaman. Ob er unsere Kinder wieder so begeistert, wie einst uns?

Zeitgeschichtliche Betrachtungen enthält das Buch ... über Berg und Tal einst und jetzt. WILHELM RUCKHÄBERLE (Stuttgart 1973, gedruckt bei J. F. Steinkopff, Stuttgart. 191 Seiten) führt uns Rohracker und Frauenkopf einst und jetzt vor Augen.

FRITZ KREUSER: Erleben und Erinnern. Erschienen im Selbstverlag (Druckerei Kreh KG. Winnenden). 121 Seiten. Ein Buch, das durch zwei Jahrhunderte familiärer und medizinischer Geschichte führt.

JOHANN VALENTIN ANDREAE: Theophilus. Lateinisch und deutsch. Band 5 der Quellen und Forschungen zur Württembergischen Kirchengeschichte. Stuttgart: Calwer Verlag 1973. Eingeleitet und herausgegeben von RICHARD VAN DÜLMEN. 1649 erschien diese Schrift erstmals bei Matth. Kautt in Stuttgart.

ALFONS KASPER: Himmel über der Schussen. Bad Schussenried: Verlag Dr. Alfons Kasper. Der Verfasser will mit seinem Buch einen oberschwäbischen «Armen Mann von Toggenburg» zum Leser sprechen lassen.

Anschriften der Verfasser

Theo Dames, 7970 Leutkirch, Allmandstraße 35

Ottmar Engelhardt, 7086 Neresheim, Sudetenstraße 7

Dr. Josef Mühlberger, 7332 Eislingen, Zellerstraße 25

Dr. Gregor Richter, 7420 Sigmaringen, Lauchertstraße 16

Dr. Adolf Rieth, 7400 Tübingen, Bohnenbergerstraße 3

Prof. Dr. Helmut Schönnamsgrubner, 7141 Freiberg-Geisingen, Mozartstraße 13

Dr. Günter Stegmaier, 7000 Stuttgart 71, Isolde-Kurz-Straße 16

P. Dr. Paulus Weißenberger, 7086 Neresheim, Kloster

Prof. Dr. Bernhard Zeller, 7142 Marbach, Deutsches Literaturarchiv

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · 9–12 und 14–16 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27–701, Girokasse Stuttgart 2 164 308, Deutsche Bank Stuttgart 14/35502

Jahreshauptversammlung 1973 in Ludwigsburg

Der Schwäbische Heimatbund und die beiden mitbeteiligten Organisationen (Gesellschaft für Naturkunde und Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine) hatten zur Jahreshauptversammlung 1973 nach Ludwigsburg eingeladen, weil man hoffte, an einem so verkehrsgünstig gelegenen Ort möglichst viele Mitglieder versammeln zu können. Die Hoffnung trog: mancher mag ferngeblieben sein, weil er dem allzu vertrauten Ludwigsburg nicht genügend Attraktion und Faszination mehr zutraute. So blieb die Zahl der Teilnehmer aus dem Verein der Mitglieder weit hinter den Erwartungen zurück. Aber auch die Zahl der Gäste war geringer als erwartet; es war den Ludwigsburgern nicht recht deutlich geworden, daß weithin *ihre* Stadt Gegenstand der Erörterungen war.

Den Beginn machte in einer Veranstaltung des Verbands der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine PETER LAHNSTEIN mit einem Essay, in dem er – mit vielen feinen Zwischentönen für Kenner und Liebhaber – die mannigfaltigen Einflüsse aus allen europäischen Kulturen und Nationen aufzeigte, die Ludwigsburg im Laufe seiner Geschichte geprägt haben.

Scheinbar ins Allgemeinere, dennoch konkret auch auf die in Ludwigsburg anstehenden Probleme zielte die vom Schwäbischen Heimatbund ausgerichtete Diskussionsveranstaltung mit dem mehr als einleitenden Referat von Prof. Dr. GERD ALBERS (Lehrstuhl für Städtebau, Orts- und Regionalplanung an der Technischen Universität München) «Städte von morgen – eine wie die andere?» Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder, was so oft bei Diskussionen über Städtebau und Stadterneuerung beobachtet werden kann: Der Bürger hält sich zu sehr zurück, wenn es darum geht, die Probleme seiner Stadt, seiner Umwelt zu diskutieren. Er läßt zu sehr den Fachleuten das Wort, zieht sich auf das Reservat mangelnder Kompetenz zurück, statt von den Fachleuten zu fordern, ihn ebenso kompetent zu machen, daß er mitentscheiden kann über alles, was ihn betrifft. (Der Schwäbische Heimatbund kann sich zu Recht eine

der ältesten Bürgerinitiativen des Landes nennen – warum sollten seine Mitglieder nicht «ein kräftig Wörtlein» mitzureden wagen?)

Eine deutliche Sprache führte allerdings in der Festveranstaltung am Sonntagmorgen, die diesmal von der Gesellschaft für Naturkunde ausgerichtet worden ist, deren Vorsitzender Prof. Dr. HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER in seinem Referat «Energieversorgung, Kraftwerkebau und Gewässerbelastung» (siehe dieses Heft). Aus der Diskussion im Anschluß an diesen Vortrag ergab sich die Notwendigkeit, das Thema bei einer besonderen Veranstaltung in Ludwigsburg am Beispiel Marbach III zu vertiefen; am 11. Juli 1973 hat deshalb in Ludwigsburg eine Podiumsdiskussion stattgefunden (siehe unten).

Die Mitgliederversammlung 1973 war von zwei Themenkreisen bestimmt: Sowohl der Vorsitzende als auch der Schatzmeister mußten von einer bedenklichen finanziellen Situation des Vereins berichten. Vor allem die Kosten der «Schwäbischen Heimat» sind enorm gestiegen; viele Mitglieder haben sich noch nicht an die erhöhten Beiträge und an das geänderte Einzugssystem gewöhnt und sind mit ihrer Zahlung in Verzug geraten; es wird unvermeidlich sein, die Säumigen zu mahnen. Das andere Problem: die Veranstaltungen des Schwäbischen Heimatbundes sollten künftig deutlicher von den Wünschen und Vorstellungen der Mitglieder bestimmt werden. Soviel war zu erkennen: die Vereinsregularien finden wenig Interesse, besondere Veranstaltungen an Pfingsten sind für viele Mitglieder erwünscht, die Hauptversammlung sollte mit einem anziehenden Programm verknüpft sein. Vorstand und Geschäftsführung werden bemüht sein, den erkennbar gewordenen Vorstellungen und Wünschen der Mitglieder gerecht zu werden. Daneben wurde die Aufforderung bekräftigt, die Mitglieder sollten ihre Vorstellungen und Wünsche erkennbar machen, damit – zum Beispiel durch die Bildung von Fachkreisen – die sachliche Arbeit gefördert und intensiviert werden kann.

Pfingsten in Ochsenhausen

Statt eines «Berichts in eigener Sache» zitieren wir hier auszugsweise die Stuttgarter Zeitung vom 12. Juni 1973: Nicht gerade mit Kreuz und Fahnen, aber immerhin mit einem von den Gästen wohl bemerkten Blumenschmuck

wurden die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes in dem Städtchen Ochsenhausen empfangen, in dem sie seit einer großen Orgel- und Barocktagung im Jahre 1950 regelmäßig zu ihren Pfingsttagungen zu Gast sind.

... Mit Besichtigungen und Exkursionen wurden Fachvorträge ergänzt und ausgeweitet, und wenn das schwäbische Oberland bei den Neckarschwaben immer beliebter wird, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst dieses Bundes, der Landschaft, Baudenkmale, Literatur, Musik und bildende Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart entdecken half.

Dieses Jahr stand zum erstenmal die Große Kreisstadt Biberach im Mittelpunkt des Programms. Auf einem Eröffnungsabend im Bibliothekssaal der ehemaligen Benediktinerabtei skizzierte der Biberacher Archivrat Dr. KURT DIEMER in einem Lichtbildervortrag ein Bild der Reichsstadt Biberach im 18. Jahrhundert ... Nach einem Blick auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die nach dem Dreißigjährigen Krieg und dem Spanischen Erbfolgekrieg Stabilisierung, steigenden Wohlstand und eine wachsende Bevölkerungszahl zur Folge hatten, führte Dr. DIEMER durch das Schaffen einheimischer Barockmaler.

Am Pfingstmorgen wurde der Bibliothekssaal der Ochsenhausener Mönche zum Rahmen für eine in Zusammenarbeit mit dem Südwestfunk – Landesstudio Tübingen gestaltete Matinee. CHRISTOPH MARTIN WIELAND, ... weiland Kanzleidirektor im reichsstädtischen

Biberach, vorgestellt von WILLY LEYGRAF und rezitiert von GERT WESTPHAL, sollte man in der «Wieland-Stadt» Biberach und in Oberschwaben nicht nur im Munde führen, sondern man sollte in der Tat der heiteren Grazie seiner Worte und Sätze und seinem aufgeklärten Geist folgen. Seine Erklärungen über die Rechte und Pflichten eines Schriftstellers sind heute ebenso aktuell wie vor 200 Jahren, da sie im «Teutschen Merkur» veröffentlicht wurden.

Fast hätte man in der heiteren Atmosphäre der Mönchsbibliothek und der leichten Musik des Scelto-Duos (Flöte/Zymbal) vergessen, daß jenes vielgelobte 18. Jahrhundert auch Gaunerhetzjagden, Richtstätten, Leibeigenschaft, Fron, viele menschliche Querelen, Not und Elend kannte. Im Biberacher BRAITH-MALI-Museum besuchten die Teilnehmer aus Neckarschwaben eine Ausstellung mit Werken des KLUG-Schülers KARL von EBERSBERG, in Steinhausen die renovierte Wallfahrtskirche. Am Montag befaßte sich der Heimatbund mit dem «Altdorfer Wald», jenem zusammenhängenden Waldgebiet zwischen Bad Waldsee und Weingarten, um das sich eine große Zahl von Orten rankt, die nicht nur in der Geschichte Oberschwabens eine wichtige Rolle gespielt haben.

Stadt — Schicksal oder Chance? Städtebautagung in Bad Boll

Mit dem Thema «Stadt – Schicksal oder Chance» wird sich eine städtebauliche Fachtagung vor allem für Architekten, Planer, Kommunalpolitiker, Sozialarbeiter usw. beschäftigen, die vom 1. bis 3. Februar 1974 von der Evangelischen Akademie Bad Boll und dem Schwäbischen Heimatbund in Bad Boll veranstaltet wird. Namhafte Politiker, Architekten, Theologen, Stadtplaner und Soziologen werden auf dieser Tagung «Thesen für eine humane Stadt» zur Diskussion stellen, sich mit Beispielen «Gegen die vorgefertigten Wünsche und Bedürfnisse» wenden und Ansätze bieten für eine intensive

Arbeit in kleinen Gruppen, die möglichst handfeste Thesen zum Problem neuzeitlicher Stadtentwicklung erbringen sollte.

Gerade wegen dieser Arbeit in kleinen Gruppen muß die Teilnehmerzahl begrenzt bleiben. Interessenten werden gebeten, der Geschäftsstelle möglichst bald Nachricht zu geben, damit ihnen (etwa Mitte Dezember 1973) die endgültige Einladung zugeschiedt werden kann; die Angabe des Berufs, Fachs oder dgl. ist unbedingt erforderlich, wenn eine gerechte Auswahl der Teilnehmer gewährleistet sein soll.

Ferienkurse im Volkshochschulheim Inzigkofen

Für jedermann offen stehen die Kurse dieses unseren Mitgliedern durch die letztjährige Ferienwoche bekannten Volkshochschulheims über dem Donautal. Zwar sind eine ganze Reihe von Ferienkursen schon beendet, doch dürfen wir noch auf die Kurse über «Autogenes Trai-

ning – Gymnastik – Atmung» (23. bis 28. 9. 1973), «Weihnachtliches Werken» (8. bis 11. 11. 1973) und «Musizieren mit Blockflöten» (10. bis 13. 1. 1974) hinweisen. Material kann jederzeit beim Volkshochschulheim (7481) Inzigkofen angefordert werden.

Mitteilungen über künftige Veranstaltungen

Für die Veranstaltungen des Winters 1973/74 bitten wir, neben der «Schwäbischen Heimat» zusätzlich auch die Anzeigen in den zwei Stuttgarter Tageszeitungen und deren Rubriken «Wohin heute» zu beachten.

Die **Fahrten ins Blaue** sind für Sonntag, 21. Oktober, Mittwoch, 24. Oktober und Samstag, 27. Oktober geplant. Dürfen wir Sie dazu um Überlassung von Dias der Fahrten dieses Sommers bitten? Wir wollen diese zur Freude aller Teilnehmer an den drei Tagen vorführen. Abfahrt jeweils 13.30 Uhr Karlsplatz.

Am Mittwoch, 17. Oktober ist um 15.30 Uhr auf der Geschäftsstelle die Probevorführung geplant.

In unserer Reihe **Kunst und Künstler** werden wir am Mittwoch, 10. Oktober und am Mittwoch, 17. Oktober die Porzellanmanufaktur in Ludwigsburg in kleinen Gruppen zu je 20 bis 25 Teilnehmern besuchen.

Abfahrt vom Karlsplatz jeweils um 14.00 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 8,-.

Am Samstag, 17. November und Samstag, 24. November werden wir mit einer hervorragenden Peru-Kennerin, Frau Inge von Wedemeyer, die Abteilung **Alt-Peru** im Lindenmuseum in Stuttgart besuchen. Treff-

punkt jeweils 14.30 Uhr vor dem Lindenmuseum. Teilnehmergebühr: DM 5,-.

Bitte melden Sie sich für die genannten Veranstaltungen rechtzeitig schriftlich bei der Geschäftsstelle an.

An die Führung von Herrn **Hermann Ziegler**, Stadtarchiv Stuttgart, am 29. September, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz, erinnern wir. Auch hierzu bitten wir um Ihre Anmeldung. Teilnehmergebühr: DM 6,-.

Wir bitten Sie, Ihre Wünsche und Vorstellungen zu den Veranstaltungen und Studienfahrten des Jahres 1974 schriftlich mitzuteilen. Wir legen Wert auf Ihre Meinung, um danach unsere Planungen anzustellen.

Die erste **Vortragsveranstaltung** des Winterhalbjahres 1973/74 findet am Mittwoch, 28. November 1973, und Mittwoch, 5. Dezember 1973, statt. Herr Dipl.-Ing. WOLFRAM THEIL, den viele unserer Leser durch seine Kirchenbauführungen und die Theaterfahrt nach Ulm kennen, wird über Architekturfragen der Gegenwart kritisch referieren. Das genaue Thema, Ort und Zeit der Veranstaltung bitten wir Heft 1973/4 der «Schwäbischen Heimat» zu entnehmen.

Podiumsdiskussion zu «Marbach III» in Ludwigsburg

Am 11. Juli 1973 fand in Ludwigsburg eine Podiumsdiskussion zum Thema «Kraftwerk Marbach III» statt, über die die «Ludwigsburger Kreiszeitung» u. a. folgendes berichtet:

Einleitend hatte Regierungspräsident a. D. BIRN betont: «Unser Problem geht alle an» und dazu die Forderung erhoben «Einbau von Rauchgasentschwefelungsanlagen bei Marbach III» und dabei auch auf die schädliche Erwärmung des Neckarwassers und die Lärmbelästigung hingewiesen, die von diesem neuen Kraftwerk alsbald ausgehen werde. Prof. Dr. SCHÖNNAMSGRUBER stellte außerdem präzise Fragen, z. B.: «Wie hoch ist in unserem Raum der Energiebedarf?» – «Wieviel Anteil hat die EVS daran?» – «Wie hoch ist der Spitzenbedarf der Stromversorgung?» – «Wie hoch wird die Luftverschmutzung durch Marbach III und die Belastung des Neckarwassers?» – «Wie steht es mit der künftigen

Lärmbelästigung?» und schließlich «Ist Erdgas als Ersatz für Öl möglich?»

Mehr als zwei Stunden wogten die Meinungen auf dem Podium im Wechselspiel der beamteten und freien Kräfte gegeneinander, wobei die «Verteidiger» die Flucht in pauschale und sogar internationale Statistikerzahlen ergriffen, die «Angreifer» jedoch versuchten, das Landes-, Bundes- und Europadenken der «Verteidiger» endlich auf die lokale Ebene, auf die Meinungen und Proteste der einheimischen, von Marbach III betroffenen Bürger zu lenken. Was leider nur sehr unvollständig gelang... Erst als der Diskussionsleiter das Streitgespräch auch für die Zuhörerschaft freigab, belebte sich die Szene, denn erst dann ging es wirklich um des Pudels Kern... So kamen zum Schluß doch noch recht konkrete Bürgerproteste ins Ziel, von denen man hoffen möchte, daß sie endlich der Landesregierung und der EVS-Werksleitung ernsthaftes Umdenken abverlangen.

Legen Sie Ihr Geld nicht blind an.



Es ist erstaunlich, wie wenig sich manche um ihr schwerverdiertes Geld kümmern. Und nicht wissen, wieviel Geld ihr Geld verdienen kann. Bausparen bringt außer Zinsen Gewinne zwischen 400 und 1587 Mark pro Jahr. (Wie lange arbeiten Sie für solche Summen?)

Übrigens, mit unserem Bausparvertrag legen Sie sich auch nicht fest. Sie können so viel oder so wenig sparen, wie Sie wollen. Sie können mit den Zahlungen auch mal aussetzen. Und Sie müssen keineswegs bauen.

Es gibt zig Möglichkeiten, von einem Bausparvertrag zu profitieren. Und von unserem zinsgünstigen, unkündbaren Darlehen zu 5%. Kommen Sie und lassen Sie sich ausführlicher beraten. Und beweisen, daß wir Ihrem Geld einen der sichersten und günstigsten Arbeitsplätze bieten, die es heute gibt.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg und Hohenzollern bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Fachberatern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

Öffentliche Bausparkasse

 Bausparkasse der Sparkassen

Ihren eurocheque nimmt man gerne. Überall.



Sie sind dadurch zahlungskräftig
im europäischen und teilweise
außereuropäischen Ausland.
Zugleich ist Ihre Reisekasse vor Verlust
und Langfingern geschützt.
Sie haben das Mögliche getan,
um das gute Gefühl der Sicherheit
zu haben.

Wenn Sie sich noch etwas Bargeld Ihres Gastlandes besorgen,
sind Sie für Ihren Aufenthalt bestens vorbereitet.
Wenn's um Geld geht

Sparkasse



Ausführung sämtlicher
Malerarbeiten,
Industrieraufträge, Beschriftungen
schnell, sauber und reell

MALER KREDER

7 Stuttgart-Bad Cannstatt
Karlsbader Straße 28, Tel. 561706

Fühlen Sie sich in Ihrem Garten wirklich wohl?

Wenn nicht, dann sind wir Ihr Partner.
Wir entwerfen, bauen, pflanzen für Sie.
Lassen Sie sich von uns beraten, Sie werden zufrieden sein.



Adolf Haag

Beratung u. Verkauf von Pflanzen

Gartengestaltung
Stuttgart-Sonnenberg
Lerchenfeld 2
Telefon (07 11) 76 21 07.

J.W.H.
1826

Bücher aus allen Literaturgebieten
Kunst- und Bildbände · Reisebücher
Wissenschaftliches und Bibliophiles Antiquariat
Württembergica · Alte Drucke · Grafik

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG STUTTGART

KÖNIGSTR. 17 · Zwischen Schloßplatz und Stiftskirche · Ruf 22 17 46/47

Bleiben Sie leistungsfähig



Versorgen Sie Ihren Körper mit wichtigen Mineralien. Auf die natürlichste und angenehmste Art. Trinken Sie Göppinger Christophsquelle, die helfende Heilkraft seit Jahrhunderten. Damit führen Sie Ihrem Organismus wichtige Aufbaustoffe zu. Und fördern die Gesundheit von Magen und Darm. Göppinger Christophsquelle gibt's beim Getränkehandel. Bezugsnachweis von: Christophsbad Göppingen Dr. Landerer Söhne, 7320 Göppingen.

2/2

Eine Neuherausgabe des J. Ch. Mellinger Verlags Stuttgart:

Hans Büchenbacher

Kleine Sternbildkunde

Einfache, voraussetzungslose Anleitung, die Sternbilder kennen und finden zu lernen.

22 Seiten, zweifarbig, broschiert

DM 3,50

Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche, wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

Sommer-Herbst 1973

Frühjahr 1974

In unserem Gesamtprogramm Sommer-Herbst-Weihnachten 1973 finden Sie viele interessante Reisevorschläge zu nahen und fernen Zielen.

Die Einzelprogramme für unsere Weihnachtsreisen 1973/1974 und für Karawane-Mittelmeer-Kreuzfahrten 1974 liegen ebenfalls bereits vor.

Wir senden Ihnen unsere Programme gerne unverbindlich und kostenlos zu.



Einzel- und Gesamtprogramm 1973/74
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf 07141/21290

Stuttgart

von Peter Lahnstein/Alexander Schwertner

184 Seiten mit 15 zum Teil doppel-seitigen Farbfotos, 36 Schwarzweiß-Bildern und 20 Abbildungen im Text. Format 23×27 cm. Mit Kurztexten in englischer und französischer Sprache. Leinen DM 54,-.
ISBN 3-17-210161-4

Ein neues Buch über Stuttgart

Der Text, der der Entwicklung der Stadt von den frühen Anfängen bis in die Gegenwart gilt und ebenfalls eine prägnante Standortbeschreibung

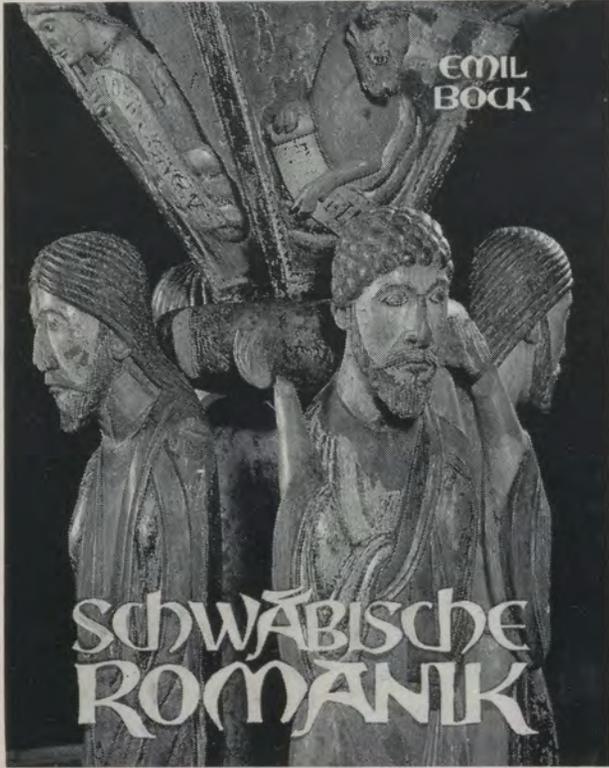
enthält, ist von Peter Lahnstein; die Bilder dieses Buches stammen, abgesehen von einer Reihe sorgfältig ausgesuchter historischer Ansichten, von einem jungen Photographen. Alexander Schwertner hat die weitgespannte Aufgabe, die ihm dieses Buch gestellt hat, aufs erfreulichste gemeistert, mit einem wachen Blick für die Realität, aber auch einem Sinn für verborgene Schönheit.

Das neue Buch über Stuttgart



Verlag W. Kohlhammer
7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747

Bildband über die schwäbische Heimat



Ein anspruchsvoll gestalteter Kunstbildband
— ein wertvolles, erlesenes Geschenk!

Lassen Sie sich von diesem Band durch
unser Land führen.
Entdecken Sie die unbekanntten Schätze
der Romanik!

Ein Kapitel Kulturgeschichte
in Bildern

Schwäbische Romanik

Baukunst und Plastik
im württembergischen Raum

Von EMIL BOCK

3., erweiterte und überarbeitete Auflage,
320 Seiten, 56 Seiten Text, 369 Tafeln,
1 Karte, Leinen DM 68,—.

Das Werk von Emil Bock gibt erstmalig einen umfassenden Überblick über die romanische Baukunst und ihren besonderen Reichtum an Plastik im schwäbisch-fränkischen Gebiet. Zugunsten einer reichhaltigen Bild-Dokumentation, die alle wesentlichen Denkmäler erfaßt und in künstlerischen Photographien zur Anschauung bringt, wurde der Text in knappe Überblicke und Bildlegenden gefaßt. Bei der Auswahl der Bilder sind die zahlreichen Renovationen des letzten Jahrzehnts für die Darstellung des gegenwärtigen Stands (1973) so weit wie nur möglich berücksichtigt. Der Liebhaber und Kenner wird manches Kleinod oder bisher selten Dokumentierte in diesem Werk finden.

Inhalt: I. Michaelsberge und unterirdische Räume. II. Tympana. III. Besondere Plastik. IV. Türme. V. Reichenau und Schwäbische Alb. VI. Schwarzwald. VII. Mitte des Landes. VIII. Taubergrund. IX. Schmuckkirchen. X. Zisterzienserbauten.

VERLAG URACHHAUS STUTTGART